

Besprechungen und Anzeigen

Übersichtskarte des Kristallins im westlichen Mühlviertel und im Sauwald, Oberösterreich – 1 : 100 000, mit Erläuterungen von G. Fuchs und O. Thiele, mit Beiträgen von W. Fuchs und S. Scharbert; 1 Tafel, 9 Abb., 3 Tab., Verlag der Geologischen Bundesanstalt, Wien 1968.

Während in den Kriegs- und Nachkriegsjahren das Hauptinteresse der geologischen Feldarbeit dem erdöhlöffigen und daher wirtschaftlich wesentlich interessanteren oberösterreichischen Alpenvorland galt, geriet die Erkundung des Kristallins im Norden des Bundesgebietes in eine echt stiefmütterliche Behandlung.

Neben dem geologischen Kartenblatt von Dr. J. Schadler (Linz-Eferding 1 : 75 000) wurde daher mit der Herausgabe der vorliegenden Übersichtskarte des Kristallins im nordwestlichen Raum von Oberösterreich eine wertvolle Arbeit in Angriff genommen, für die ein allseits empfundener Nachholbedarf bestand. Otto Thiele und Gerhard Fuchs zeichnen dabei – dem fachlichen Schwierigkeitsgrad, wie auch dem modernen Arbeitsstil entsprechend – für eine Teamarbeit verantwortlich, an deren Vollendung noch G. Frasl, H. Kurzweil, K. und E. Vohryzka sowie E. Zirkl beteiligt waren. Die Ergebnisse im engeren Raum von Linz stützen sich dabei auf die bekannten Detailarbeiten von J. Schadler, wobei (gemeinsam mit den Autoren) bedauert wird, daß der große Arbeitsaufwand und die Aussagequalität durch die Wahl des Maßstabs bei der Kartendarstellung nicht voll zur Geltung kommen. Ebenfalls dem Maßstab geopfert wurde anscheinend ein Grundgerüst von Höhenschichtlinien, welche jedoch die Aussage über die morphologischen Elemente (Tertiärbecken, Störungssysteme) im Kartenblatt wesentlich ergänzt hätten. So fehlt auch neben einer maßstabgerechten Darstellung der Fallzeichen die generelle Andeutung einer tektonischen Gliederung, so daß man mit der Bezeichnung der Übersichtskarte als thematisches Kartenblatt der Zielsetzung der Verfasser wohl am nächsten kommt.

Und so liegt auch der Schwerpunkt – kartographisch wie auch verbal – in dem Bemühen nach einer sorgfältigen Ausscheidung von oft nur auf kleinstem Raum anzutreffenden Gesteinstypen oder -zonen, welche in den Hauptkapiteln: Kristalline Schiefer (z. T. vorvariszisch), variszische Misch- und Massengesteine das bekannt komplizierte Bild des moldanubischen Kristallins eingehend erläutern und einen wissenschaftlich fundierten Überblick über die vorhandene Problematik vermitteln. In diesem Sinne ergänzen die Abschnitte über die Entwicklungsgeschichte des Kristallins im Mühlviertel eine Diskussion seiner Stellung im variszischen Orogen zahlreiche Gesteinsanalysen und deren Diskussion (Susanne Scharbert), sowie die Ergebnisse der inzwischen veröffentlichten physikalischen Altersbestimmung an den wichtigsten Gesteinstypen des Arbeitsgebietes die Arbeit auf wertvolle Weise und zeigen methodisch in die Richtung einer modernen thematischen Bearbeitung.

Das zugeordnete Quellenverzeichnis weist mehr als 200 Zitate aus, welche, den Jahreszahlen der Veröffentlichung nach zu schließen, sehr deutlich die Arbeitslücke seit den dreißiger Jahren und dem Wiederaufgreifen des gegenständlichen Themas nach dem Kriege zum Ausdruck bringen.

Der oben skizzierten Auffassung entspricht auch die zunächst überraschende, farbmäßig ungegliederte Darstellung der tertiären und quartären Sedimente am Südrande und in den Beckenlagen des Mühlviertler Kristallins. W. Fuchs gibt jedoch unter Berücksichtigung des neuesten Erkundungsstandes und der nomenklatorischen Überarbeitung (Papp 1968) in den Erläuterungen eine gelungene Abrundung im Sinne einer gesamtgeologischen Darstellung des Arbeitsraumes. Von besonderem Interesse erscheint die Einbeziehung der prätertiären Morphologie und Tektonik, sowie der dabei entdeckten „Fallen“ von paläozoischen und mesozoischen Sedimenten unter den Ablagerungen des Tertiärmeeres. Ein umfangreicher Literaturnachweis zum Erläuterungsbeitrag Tertiär, Quartär und Morphologie ergänzt auch diesen Abschnitt.

Wenn also der vorliegenden Übersichtskarte im strengen Sinn eines geologischen Blattes zeit- oder drucktechnische Mängel anhaften, so können sie nur im Sinne einer Anregung und eines Aufrufes an alle Fachkollegen verstanden werden, liegengeliebene oder vernachlässigte Untersuchungen wieder aufzugreifen. Den Petrographen erwartet ein ebenso umfangreiches Arbeitsgebiet wie den zuständigen Fachkollegen für die Tektonik. Im Kefermarkter und Freistädter Tertiär gilt es, die derzeit nur vermutete Zeitstellung abzusichern und die Bearbeitung mit den jüngsten Ergebnissen der Tertiärgeologen im nördlichen Nachbarstaate zu vergleichen. Es fehlt eine Neubearbeitung des Verbreitungsgebietes des tertiären Quarzitkonglomerats in Oberösterreich, und so könnte die Liste der Anregungen weiter fortgeführt werden.

So gesehen, bringt die vorliegende Karte einen wertvollen Beitrag als Ausweis geleisteter Arbeit, aber auch künftiger geologischer Aufgaben im nördlichen Teil unseres Bundeslandes. Viele neue Ergebnisse werden zum ersten Mal einem weiteren Kollegenkreis zur Kenntnis gebracht. Wertvoll auch die ziemlich vollständig vorgelegte Übersicht der geologischen Literatur zum engeren und weiteren Bearbeitungsraum. Da es sich zum Teil um geologische Erstaufnahmen des Mühlviertels handelt, muß die Bedeutung dieses Kartenblattes für Raumplanung, Technik und Wirtschaft unterstrichen werden. So sollte auch diese Veröffentlichung in keiner Schule fehlen und dem interessierten Wanderer als geologischer Führer empfohlen werden. Als thematisches Kartenblatt liegt eine Bereicherung zur Kenntnis der regionalen Geologie des Mühlviertler Kristallins und seiner Verknüpfung mit den Nachbargebieten und damit eine neue Arbeitsgrundlage für deutlich erkennbare Zukunftsaufgaben für den Geologen vor.

Dipl. Ing. W. L. W e r n e c k

Leonhard Franz, Die Kultur der Urzeit Europas. – Frankfurt a. M.: Athenaion 1969. 408 S., 238 Abb. im Text. 4^o (Handbuch d. Kulturgeschichte, Abt. 2).

Jeder kulturhistorisch Interessierte wird es mit Freude begrüßen, daß die wegen ihrer Handbücher geschätzte, in Berlin ausgebombte und in Frankfurt a. M. wiedererstandene Akademische Verlagsanstalt Athenaion unter der neuen Leitung von E. Thurnher (Innsbruck) vor einigen Jahren mit der Fortsetzung des Handbuches

der Kulturgeschichte begonnen hat. Zu den schon früher erschienenen zahlreichen Bänden (jeder von ihnen eine Monographie über ein Teilgebiet der historischen oder regionalen Kulturgeschichte!) sind mindestens ebenso viele neu in Arbeit genommen worden – zum Teil sogar schon erschienen.

Der vorliegende Band ist im Gesamtaufbau dieses Monumentalwerkes zweifellos einer der interessantesten und originellsten Beiträge. Für seine Bearbeitung dürfte unter den vielen angesehenen Prähistorikern kaum einer prädestinierter gewesen sein, als Leonhard Franz (Innsbruck), weil in seinem literarischen Schaffen und akademischen Lehrbetrieb neben der speziellen Fachthematik der Urgeschichte immer schon eine weltweite kulturhistorische Auswertung des Fundstoffes sehr im Vordergrund gestanden hat.

Das Buch ist keine der in der Nachkriegszeit so häufigen kulturgeschichtlichen Gesamtdarstellungen der urgeschichtlichen Perioden. Schon der erste Blick in das Inhaltsverzeichnis belehrt uns, daß der Autor hier einer sachlichen Gliederung den Vorzug gegeben und daher die einzelnen Probleme für sich behandelt hat. So gibt es beispielsweise eigene Kapitel oder Abschnitte über Sprache, Schrift, Tanz, Musik, Divination, Tempel, Priester, Umzüge, Sterben, Totenehrung, Festplätze, Familie, Gericht, Milch, Heilwesen, Jagd, Bekleidung, Wohnformen, Sport – um nur einige aus den hunderten Aspekten des Buches zu erwähnen. Zu allen diesen Fragen wird unter Zuhilfenahme von Erkenntnissen aus den Nachbardisziplinen (Ethnologie, Volkskunde, Religionsgeschichte u. a.) das Wesentliche in gesamt-europäischer Sicht fast ausnahmslos von den Bodenfunden abgeleitet. Trotz des kontinentalen Weitblickes kommt, dank seines berühmten Fundortes Hallstatt, auch Oberösterreich zu Ehren. Zweimal kommt der Autor eingehender auf das Salz zu sprechen. Auch den in Oberösterreich besonders häufig vorkommenden Bodenzeichen auf latènezeitlichen Tongefäßen hat er seine Aufmerksamkeit geschenkt. Bei der Behandlung der Felszeichnungen berücksichtigt er zwar die erst vor kurzem entdeckten, vermutlich hallstattzeitlichen Felsbilder von Carschenna (Schweiz), ignoriert aber die in Oberösterreich besonders zahlreich bekannten Felszeichnungen, weil ihr urgeschichtliches Alter bekanntlich noch weitgehend als hypothetisch gilt. Auch für die instruktive Illustrierung wurden oberösterreichische Fundstücke aus Hallstatt und Frauenstein am Inn verwendet, was bei einem Autor, der in früheren Jahrzehnten wesentlich zur Erforschung der Urgeschichte Oberösterreichs beigetragen hat, nicht verwundern kann.

Leider findet der interessierte Leser, der sich in die vielen behandelten Einzelfragen vertiefen möchte, keinen Anmerkungsapparat, sondern lediglich eine thematisch gegliederte, aber sehr knappe Auswahl größerer Arbeiten jüngerer Datums als Anhang verzeichnet. Der Verfasser begründet dies damit, daß eine Belegung aller Funde und Kulturerscheinungen durch Nachweise aus dem wissenschaftlichen Schrifttum zu einem nicht mehr vertretbaren Umfang des Buches geführt hätte.

Nicht nur der Laie, sondern auch der Fachmann wird nach der Lektüre dieses gut lesbaren Werkes tief ergriffen sein von den vielseitigen Aussagemöglichkeiten einer richtig praktizierten Bodenforschung. Obwohl in der Nachkriegszeit schon Dutzende gute und sehr gute Gesamtdarstellungen der urgeschichtlichen Kultur erschienen sind, glauben wir, daß unter allen derartigen Büchern dieses Werk einen weniger am äußeren Erscheinungsbild, sondern an der kulturgeschichtlichen Aussagefähigkeit der Funde interessierten gebildeten Leserkreis am meisten ansprechen und dienen wird.

Dr. Josef Reiting er

J. Reiting er, Oberösterreich in ur- und frühgeschichtlicher Zeit, Oberösterr. Landesverlag Linz, 1969. 433 S., 342 Abb. im Text, davon 7 Farbtafeln.

In diesem Jahrbuch wurde im 113. Bd., S. 290 ff. und im 114. Bd., S. 322 f., dieses zweibändige Werk Josef Reitingers angezeigt und zugleich die Hoffnung ausgesprochen, fachliche Stellungnahmen vorlegen zu können. Die Autoren der beiden Besprechungen zum 1. Band, und zwar zur Urgeschichte, Herr Univ.-Doz. Dr. Walter Modrijan, Direktor des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum, Graz, und zur Römerzeit, Herr Univ.-Prof. Dr. Rudolf Noll, Direktor der Antikensammlung am Kunsthistorischen Museum in Wien, sind beide mit der Materie seit Jahren gründlich vertraut. Die Schriftleitung dankt ihnen aufs Beste, daß sie unserer Bitte nachgekommen sind.

Zur Urgeschichte (S. 20–238)

Ein Buch mit einem angenehmen Schriftbild und so vielen guten und instruktiven Abbildungen macht von vornherein im besten Sinne für sich Reklame und stimmt den kritischen Betrachter versöhnlich. Auch ist der Wert des bereits 1968 erschienenen 2. Bandes – J. Reiting er, Die ur- und frühgeschichtlichen Funde in Oberösterreich (Band 3 der Schriftenreihe des ÖÖ. Landesmuseums) – bekannt; deutliche Abbildungshinweise verbinden auch den 1. mit dem 2. Band. Und da das immerhin 433 Seiten starke Werk „weniger für den Fachmann“ (S. 8) gedacht ist, kann eine Besprechung selbstverständlich wissenschaftliche Auffassungen, die denen des Autors zuwiderlaufen, gar nicht erst in den Vordergrund rücken, darf sich aber dann doch wundern, daß gerade Nichtfachleuten Ausdrücke wie „pedologisch“ und „Fennoskandischer Eisschild“ ohne nähere Erklärung serviert werden. Und auch zu Rutzing, Gem. Hörsching, hätte Reiting er kurz seine abweichende Meinung anbringen können, denn die ausführliche Polemik ab S. 36 interessiert bestenfalls die Fachkollegen und gehört in eine Fachzeitschrift; man sollte immer bedenken, daß man als Autor eines solchen Buches in einem Glashaus sitzt, das durch polemische Steinwürfe leicht Totalschaden erleiden kann!

Da man erfährt, daß sich dieser 1. Band aus einer beabsichtigten kurzgefaßten Einleitung zum 2. Band allmählich entwickelt und dann einen solchen Umfang angenommen hat, daß er schließlich nur unter Zeitdruck fertiggestellt werden konnte, wird man über gewisse Flüchtigkeiten gerne hinwegsehen. Auf einiges muß man aber doch aufmerksam machen, auch auf einige Sätze, deren Formulierung zwar den Kenner nicht hindert, zu verstehen, was gemeint ist, die aber doch anfechtbar sind oder Verwirrung stiften können.

So kann man in dem 5 $\frac{1}{2}$ Textseiten umfassenden, etwas lehrhaft geratenem Kapitel über „Die Ältere Steinzeit“ – einen sicher altsteinzeitlichen Fund gibt es allerdings in ÖÖ. nicht – auf S. 21 lesen: „In dieser Schlagtechnik entwickelte der Mensch im Verlaufe der älteren Steinzeit eine geradezu ungläubliche Perfektionierung.“ Oder auf S. 22: „Es wäre doch kaum anzunehmen, daß ohne menschliches Zutun gleich zwei Tiere an einem Flecken mit nur mehreren Metern im Geviert verendet und als Kadaver liegegeblieben wären.“

Das Kapitel „Mittlere Steinzeit“ sollte in einer 2. Auflage doch revidiert werden. Von Druckfehlern („Postglazial“) und Flüchtigkeiten abgesehen, sollte man die folgenden zwei Sätze auf S. 27 anders formulieren: „In Mesopotamien stand, während wir von der mittleren Steinzeit sprechen, die sumerische Kultur in Hochblüte . . .“ und: „Das Ende der für das Paläolithikum kennzeichnenden aneignenden Pro-

duktionsweise fällt ja weder mit einer geologischen Zeitstufe noch mit dem Beginn des Mesolithikums zusammen, sondern hat in den einzelnen Teilen Europas zu ganz verschiedenen Zeiten der produzierenden Wirtschaftsstufe des Bauerntums Platz gemacht.“ Auf S. 28 wird dem „Mesolithikum“ von Bad Ischl viel Platz eingeräumt, obgleich man auf S. 36 im Band 2 lesen kann: „wahrscheinlich aber neolithisch“.

Zur Jüngeren Steinzeit ist im Unterabschnitt „Die donauländische (bandkeramische) Kultur“ sehr viel Kluges neben anfechtbaren Formulierungen zu finden. S. 34: „Der genaue Verwendungszweck dieses Gerätes ist noch nicht geklärt und schwankt zwischen Holzbearbeitungsgerät und Pflugschar.“ In Anm. 60 auf S. 37 heißt es: „... mündliche Kommentationen.“ S. 44: „Wenn auch von diesen Fundorten mehrere als Siedlungsplätze bezeichnet wurden, so ist doch keiner von ihnen ausreichend interpretationsfähig und daher auch nicht zur restlosen Klärung des Münchshöfener Problems in Oberösterreich geeignet.“ Eine Kulturschicht soll sogar „Feuerreste“ (S. 48) enthalten haben. Der Schlußsatz auf S. 65 wäre besser weggeblieben. Der Abbildungshinweis II/1325 auf S. 72 ist unrichtig.

Die historische Einleitung zu „Die Technik des Bronzegusses“ (S. 86/87) müßte revidiert werden.

S. 105: Abb. Hinweis II/325 stimmt nicht, I/61 soll wohl 62 heißen. S. 117: I/86 soll möglicherweise I/68 sein, I/73 ist nicht richtig, da keine Nadel, I/90 soll wohl 89 sein. S. 129: „...“, hat die angeblich von der Lausitz ausgegangene Urnenfelderbewegung ihre Glaubwürdigkeit verloren.“

S. 136: „Das Gräberfeld Überackern, das zumindest teilweise der Stufe B angehören dürfte, ist weder vollständig ausgegraben noch bearbeitet und kann wegen seiner Zerrissenheit und ohnedies nur teilweisen, die Grabzusammenhänge nicht berücksichtigenden Aufstellungsart leider nicht ausreichend beurteilt werden.“

Die Satzbildung im Unterabschnitt „Der Übergang zur Hallstattzeit“ ist sehr flüchtig, doch sollte der Abschnitt auch dem Inhalt nach nicht zu ernst genommen werden. Allzu einfach ist die Einleitung zum Kapitel „Die Hallstattzeit“.

S. 172: „Wirtschaftliche Dynamik und historische Größe der vorgeschichtlichen Zeit spiegeln sich am archäologischen Fundmaterial keines anderen Platzes unseres Landes so plastisch wieder, wie hier in Hallstatt.“ Zum „Klimasturz“, um 800 v. Chr. (S. 172), gibt es so viel wichtige Literatur für und wider – z. B. G. Smolla, der „Klimasturz“ um 800 v. Chr. und seine Bedeutung für die Kulturentwicklung in Südwestdeutschland, in Festschrift f. Peter Goessler, Stuttgart 1954; G. Kossack in Bayerische Vorgeschichtsblätter 21, 2. Teil 1956, S. 380 –, daß man ihn dem „Laien“ nicht so formlos vorsetzen sollte. Der letzte Absatz in „Die Umwelt des Hallstattmenschen“ (S. 172/173) ist nicht besonders geschickt abgefaßt; dazu wäre der Abschnitt über die Kunst heranzuziehen (S. 193), der aber auch am Wesentlichen vorbeigeht. Der Unterabschnitt „Das Bauwesen“ hätte wegen Unergiebigkeit wohl wegbleiben können (S. 185). Zu viele und nicht immer genügend durchdachte Kapitelüberschriften sind für das Buch überhaupt kennzeichnend.

Die Gefäßverzierung zum Beispiel würde zu „Die Kunst“ gehören – und noch manches andere, das im Unterabschnitt „Die materielle Kultur“ aufscheint. Zur Ergänzung der Reihe nicht immer sinnvoller Bezeichnungen in „Die Kunst“ (ab S. 193), wie „protzige Adelsschichte“, „Barock“ u. a., fehlt nur noch der „Kandelaberstil“ zur Vollzähligkeit. Im Grunde wird aber in diesem Kapitel nur „Die materielle Kultur“ fortgesetzt, denn über die Kunst der Hallstattzeit ließe sich Wesentlicheres sagen. Dennoch erfährt man im abschließenden Unterabschnitt „Das Ergebnis“, daß die Neuformung im Rahmen der Hallstattkultur „zukunftsweisend“

ist und als einer „der Grundpfeiler unserer mitteleuropäischen Tradition“ zu werten ist (S. 198); möglicherweise ist an Grundpfeiler unserer Bevölkerung gedacht.

La Tène-Zeit wird immer LA-TÈNE-Zeit geschrieben und im 3. Satz der Einleitung auf S. 199 ist das „obwohl“ sinnwidrig. S. 201: „... , denn unter den naturalistischen Kunststilen ist der keltische einer der abstraktesten, ...“ „Retentionskultur“ (S. 202) und „Retentionsgebiet“ (S. 204) sind wohl Druckfehler. S. 204: „Gegen eine Unterschätzung des keltischen Bevölkerungselementes im Alpenraum ist in letzter Zeit besonders K. Willvonseder eingetreten.“ S. 208: „Bisher ist von der Archäologie nur die römische Straßenstation ausgegraben worden.“ „Die keltische Stammeszugehörigkeit ist für Oberösterreich schwer zu rekonstruieren, ...“

Die Ausführungen über Noreia und Norici sind in Anbetracht der Absicht, die mit diesem Buch verfolgt werden sollte, gewiß zu lang und außerdem geeignet, gerade den nicht fachlich Belasteten zu verwirren.

Auf S. 216 soll es statt „Hallstatt B“ „La Tène B“ heißen. S. 255: „Die Schwerter der Kelten waren von so hoher, allseits gerühmter Qualität, daß sie ihre militärischen Erfolge zu einem Gutteil ihrer Überlegenheit in der Bewaffnung zu verdanken haben werden.“

Was ein „Regenbogenschüsselchen“ (S. 230) ist, kann man in einem Nachschlagewerk exakter definiert finden, und „archaischer Stil“ (S. 234) ist gewiß etwas anderes, als hier gemeint ist. Auch den Althistorikern dürfte der Satz auf S. 237 nicht passen: „Als Hinterland ihres Nordhandels lag das Königreich Norikum schon seit einigen Jahrhunderten in ihrer Interessensphäre.“ „Mit... des von einer keltisch-illyrischen Mischbevölkerung kontrollierten Königreiches Norikum ...“ Statt „kontrollierten“ sollte wohl besser „bewohnten“ stehen. „Sein Volkstum lebte weiter und durchsäuerte die provinzialrömische Kultur ...“ Der letzte Absatz auf S. 238 hätte aber wohl zur Gänze wegleiben können.

Diese Auswahl an kritischen Hinweisen könnte für eine zweite Auflage auf fruchtbaren Boden fallen, die dieser Band wegen seiner leichten Lesbarkeit und seiner großzügigen Ausstattung gewiß eher erleben kann, als der nur für einen Kreis von Fachleuten bestimmte zweite.

Der Schreiber dieser Zeilen weiß am besten, daß für die anderen Bundesländer erst einmal ähnliche Werke in Angriff genommen und verfaßt werden müssen, um den Wert dieser Arbeit für Oberösterreich richtig würdigen zu können.

Walter Modrijan

„Die Römerzeit“

Wiewohl mir von der Schriftleitung dieser Zeitschrift nur der Abschnitt „Die Römerzeit“ zur Besprechung übertragen wurde, sei es gestattet, einige allgemeine Vorbemerkungen zu machen. Seit seiner vor rund zehn Jahren erschienenen Dissertation, hat J. Reitinger – neben mehreren Aufsätzen – drei Bücher verfaßt: 1. „Bibliographie zur Ur- und Frühgeschichte Österreichs (ausgenommen Römerzeit)“ – sie umfaßt die Jahre 1939–1960, ist 1965 erschienen und zählt 368 Seiten; 2. „Die ur- und frühgeschichtlichen Funde in Oberösterreich“ (1968) – ein fundtopographisches Lexikon von 504 Seiten Umfang; 3. „Oberösterreich in ur- und frühgeschichtlicher Zeit“ (1969) – ein als eine Art Einleitung zum „Lexikon“ gedachtes Handbuch, 433 Seiten stark. Insgesamt also rund 1300 Seiten und somit eine ganz respektable Arbeitsleistung eines einzelnen! Besonders erstaunlich deshalb, weil sich der Verfasser ganz allein an die Bewältigung eines riesigen Stoffes

(vom Eiszeitalter bis zum Frühmittelalter, z. T. sogar darüber hinaus) herangewagt hat. Denn im Gegensatz zu seiner „Bibliographie“, welche die Römerzeit expressis verbis ausgespart hat, wird von ihm in den beiden Oberösterreich-Bänden die Römerzeit (ohne Nennung im Titel, also subsumiert unter „Frühgeschichte“) mitbehandelt.

Das Interesse des Rezensenten an diesem Abschnitt war begrifflicherweise deshalb besonders groß, weil er selbst, nach langjährigen Vorarbeiten, 1958 eine umfassende kritische Darstellung unter dem Titel „Römische Siedlungen und Straßen im Limesgebiet zwischen Inn und Enns (Oberösterreich)“ herausgebracht hat (in der Reihe „Der römische Limes in Österreich“, Heft 21). Den Hauptteil bildet ein Fundortverzeichnis, vorangestellt ist ihm u. a. eine historische Skizze „Oberösterreich in römischer Zeit“. Mein Fundortverzeichnis hat Reitingers „Lexikon“ anscheinend gute Dienste geleistet, er hatte es lediglich für die letzten Jahre zu komplettieren. Wesentlich umfangreicher als meine „Skizze“ ist Reitingers historisches Kapitel „Die Römerzeit“ in seinem „Handbuch“ von 1969: es umfaßt die Seiten 239–310, ist also 72 Seiten stark. Die erste Frage, die sich schon beim Durchblättern aufdrängt, lautet: Entspricht der dem Kapitel „Römerzeit“ zugemessene Anteil von 72 Seiten tatsächlich der Bedeutung dieser rund ein halbes Jahrtausend umschließenden Geschichtsperiode Oberösterreichs? Konkret gesagt: Ist mit einem Anteil von 72 Seiten an dem 433 Seiten starken Werk eine harmonische Proportion gegeben? Man beginnt zu zweifeln, wenn man dem folgenden Abschnitt „Das Frühmittelalter“ dagegen 99 Seiten zugeteilt sieht. Bei näherer Betrachtung vermehren sich diese Zweifel noch. Zieht man nämlich den gerade hier sehr viel Raum beanspruchenden Bilderteil ab, so bleiben für die Römerzeit nur rund 34 Druckseiten übrig, für das Frühmittelalter hingegen etwa 72 Seiten. Ich glaube nicht, daß man dies als ein gesundes, als ein gerechtes Verhältnis bezeichnen kann, und so entsteht unwillkürlich der Eindruck, daß die Römerzeit notgedrungen nur eben „mitgenommen“ wurde.

Womöglich noch kritischer ist das Problem, ob heutzutage, angesichts des immens angewachsenen Materials und der, hierdurch bedingt, immer mehr differenzierten Spezialstudien, ein einzelner überhaupt noch instande ist, sich eine gleichmäßig durchdringende Übersicht über eine mehrtausendjährige Zeitspanne zu verschaffen, um diese dann in einer ausgewogenen Darstellung verkraften zu können. Unwillkürlich denke ich in diesem Zusammenhang an unseren allverehrten Altmeister Rudolf Egger, der trotz Erreichung eines hohen Lebensalters, trotz tiefgründiger Kenntnisse und zahlloser einschlägiger Vorarbeiten seine geplante Darstellung einer „Austria Romana“ nicht verwirklicht hat . . . Gewiß liegt der Einwand nahe, es handle sich bei Reitingers Abschnitt „Die Römerzeit“ ja nicht um einen Versuch mit dem Anspruch, eine selbständig erarbeitete Übersicht vorzulegen; das wäre ein zu Unrecht angelegter Maßstab. Vielmehr ginge es in Reitingers „Römerzeit“ ausschließlich darum, im abgesteckten Rahmen die wesentlichen Facetten des gegenwärtigen Forschungsstandes referierend sichtbar werden zu lassen. Daß sich der Verfasser an diese Aufgabe herangemacht hat, spricht für seinen Mut und für sein Selbstvertrauen. Kann aber ein Autor, dessen Fachgebiet die Ur- und Frühgeschichte ist, angesichts der gerade vorher charakterisierten Schwierigkeiten, die sich aus der Spezialisierung unserer Fächer ergeben, eine solche Aufgabe überhaupt mit Aussicht auf Erfolg lösen? Der Rezensent bedauert, nach sorgfältiger und unvoreingenommener Lektüre, im gegenständlichen Falle die Frage negativ beantworten zu müssen. Zwar hat es sich der Autor offensichtlich nicht leicht gemacht. Er hat eine erstaunliche Menge von Literatur zusammengetragen. Ob sie aber auch richtig verwertet und gut verdaut wurde? Nicht wenige Mißverständ-

nisse lassen daran zweifeln. Und die ungleichmäßige Auswahl und Kombination von Fakten ruft einen zwiespältigen Eindruck hervor, es entstehen hierdurch falsche Perspektiven oder Formulierungen, die wohl der Fachmann, der weiß, was gemeint ist, wieder rektifizieren kann – aber was ist es mit dem Laien, für den das Buch nicht zuletzt geschrieben wurde? Das Buch verlangt also einen kritischen Leser. Ist diese Voraussetzung für das Laienpublikum aber so ohne weiteres zu postulieren? Populärwissenschaftliche Abhandlungen, deren Existenzberechtigung ich aus tiefster Überzeugung bejahe, sind mit einer ungeheuren Verantwortung belastet: sie sind u. a. oftmals die Grundlage für die sekundäre heimatkundliche Literatur. Und auf diese Weise verbreiten sich unrichtige oder schiefe Darstellungen unaufhaltsam wie Metastasen eines Karzinoms. Fehler in einem streng wissenschaftlichen Werk sind nicht so gefährlich; denn einmal ist der Leserkreis verhältnismäßig klein, andererseits weiß der geschulte Fachmann sich selbst zu helfen. Das sollten wir, wenn wir in Wort oder Schrift vor ein größeres Publikum treten, recht sehr bedenken.

Reitinger hat auf seinem Weg von der Urgeschichte zum Frühmittelalter mit der Römerzeit eine riskante Gratwanderung unternommen. Im Alpinismus ist in solchen Fällen die Traversierung mit Hilfe einer Seilschaft ratsam. Auch Reitinger hätte gut daran getan, sich eines Wegkameraden zu versichern.

Es erschien mir notwendig, einmal an einem spezifischen Beispiel einige prinzipielle Überlegungen in den Vordergrund der Besprechung zu rücken, selbst auf die Gefahr hin, daß man sie als Selbstverständlichkeiten bezeichnet. In praxi sind sie es jedenfalls noch nicht.

Damit könnte eigentlich auch diese partielle Buchkritik abgeschlossen werden. Ich will mich jedoch nicht dem Vorwurf aussetzen, meiner Rezensentenpflicht lediglich mit ein paar allgemeinen Bemerkungen genügt zu haben, konkrete Beweise für meine Ausstellungen aber schuldig geblieben zu sein. So sollen also anschließend zur Dokumentation noch einige Randbemerkungen wiedergegeben werden.

A. Zum Text

S. 239 f. „Vorgeschichte der römischen Okkupation“ lautet das Eingangskapitel, das im wesentlichen auf einschlägigen Formulierungen R. Eggers, E. Swo-bodas u. a. basiert.

S. 240 ff. behandelt „Die Besetzung Norikums“, ebenfalls in starker Anlehnung an die diesbezüglichen historischen Skizzen. Dieses Kapitel sei als Beispiel für die Folgen jener Schwierigkeiten bei der Fertigstellung des Buches angeführt, von denen Reitinger im Vorwort (S. 9) berichtet; die offensichtliche Hast der Niederschrift bewirkte z. B. zwei inhaltlich im wesentlichen gleiche Absätze (S. 241 Z. 32 ff. und S. 243 Z. 20 ff.), wobei sich im ersten Falle der Statthalter „noch einige Zeit Prokurator“ nannte, im zweiten Falle aber „seit Antoninus (so der Druckfehler zu verbessern!) Pius oder Hadrian“. Auf Zeitdruck wollen wir auch die ungenaue Wiedergabe von Zitaten auf S. 243 zurückführen: Zitate aus Anm. 296 und 297; im ersten Falle dürfte Reitinger allerdings R. Egger nicht verstanden haben, wenn er den Satz „es ist aber ebenso klar, daß an der Nordgrenze dieser Schutzstaaten des Reiches unsichtbare Grenze lag“, durch die Einfügung „eine“ vor „unsichtbare Grenze“ ergänzen zu müssen glaubt.

S. 244 ff. „Die Römerstraßen“. Im allgemeinen eine besonnene Darstellung.

S. 245 Mißverständlich die Formulierung, daß die Meilensteine die „Entfernungsgabe bis zum nächsten wichtigeren Ort“ enthalten; sie zählen vielmehr die Meilen von einem wichtigen Ort (meist einer Stadt) aus.

S. 247 Man kann nicht von „erhaltengebliebenen römischen Straßenkarten“ sprechen, wenn es nur eine einzige (die Tabula Peutingeriana) gibt.

S. 248 „Die Romanisierung“. So lautet die Überschrift des nächsten, knapp eine Seite langen Abschnittes. Kein sehr glücklicher Titel; denn es wird nicht nur versucht, das komplexe Problem der Romanisierung in zwei Absätzen begrifflich zu machen, sondern auch den historischen Ablauf bis zu den Markomannenkriegen zu skizzieren. Klar, daß die beiden Themen in einem so engen Korsett verkrüppeln mußten. Das ist deshalb bedauerlich, weil die Frage der Romanisierung viel diskutiert wird. Reitinger glaubt nur an eine „oberflächliche Romanisierung“ und meint: „Das Lateinische dürfte hauptsächlich als Amts- und Verkehrssprache in Verwendung gestanden sein.“ Ich halte das für eine simplifizierende Hypothese. Dagegen sprechen doch lateinische Inschriften der bodenständigen Bevölkerung in abseitigen Tälern und an hochgelegenen Orten. Im übrigen wird diesbezüglich allen Skeptikern empfohlen, sich durch Autopsie zu überzeugen, was seit 1919 – in nur 50 Jahren – die „Romanisierung“ in Südtirol zustande gebracht hat! – Als eine unhistorische Fehlbewertung empfinde ich schließlich die Meinung, das Übergewicht der römischen Kultur habe „zersetzend“ auf die Eigenart der Eingeborenen gewirkt. – Daß angesichts der Kürze der historischen Skizze dieses bis zu den Markomannenkriegen reichenden Abschnittes manches unter den Tisch fiel (etwa die Ereignisse des Dreikaiserjahres 69 an der Inngränze, die Inspektionsreise Hadrians, die doch die Stadterhebung von Ovilava zur Folge hatte), versteht sich von selbst.

S. 249 ff. „Die Markomannenkriege“. – Eine ebenfalls nicht ganz kongruente Überschrift, da auch die Ereignisse der folgenden Jahrzehnte behandelt werden (Septimius Severus, Caracalla; Legionslager und Zivilstadt Lauriacum, Kastell Linz, Erhebung von Ovilava zur Colonia und Ummauerung der Stadt u. a. m.).

S. 252 Z. 32 ist rätselhaft, wie Reitinger auf vier Kohorten im Legionslager kommt.

S. 253 Z. 13 ist *pro* zwischen *legatus* und *Augusti* zu streichen.

S. 254 Z. 1 Der Name von Wels lautet richtig: Colonia Aurelia ... (nicht Aureliana).

S. 254 Z. 10 Das Stadtrecht von Lauriacum, das „Besterhaltene von allen römischen Städten des Imperiums“?

S. 256 Z. 7 zu verbessern: Antoninus Pius.

S. 257 Z. 3 Tiberius hat 14–37 regiert; daher statt „um die Zeitenwende“ besser „erste Hälfte des 1. Jh.“.

Z. 4 statt Schildern richtig Schilden.

S. 258 ff. „Die Alamannengefahr“. Auch dieser Überschrift sieht man nicht an, daß hier nicht nur die Auswirkungen des unruhigen 3. Jh. auf den oberösterreichischen Raum skizziert werden, sondern auch die Geschichte bis in die Mitte des 5. Jh. (!) fortgeführt wird – allerdings im Sauseschritt. So fehlt z. B. jeder Hinweis auf die Anwesenheit des Kaisers Constantius in Lauriacum, auf Kaiser Julian d. A., auf Kaiser Gratian – in einer Geschichte Oberösterreichs!

S. 260 Z. 12 zu berichtigen: Maximinus.

Z. 24 wird als Regierungszeit Konstantins d. Gr. ungewöhnlicherweise 325–337 angegeben, wozu sich S. 268 Z. 6 die Variante 324–337 gesellt. Z. 32 bezüglich des „Grenzgenerals“ bzw. „Legionskommandanten“ (so S. 282 Z. 18) vgl. R. Egger, Eine Militärziegelei valentinianischer Zeit (1954).

S. 262 ff. „Der heilige Severin“. Ein Versuch, das Wirken Severins in Norikum und besonders in Oberösterreich zu skizzieren, wobei der Heilige natürlich wieder einmal als „Apostel Norikums“ apostrophiert wird – eine offenbar unausrottbare

Fehlbenennung! – In diesem Zusammenhang sei auch gleich berichtigt S. 312: Die Vita Severini ist nicht „zwischen 509 und 511“, sondern 511 abgefaßt worden. S. 313: Severin hatte nicht „488 das Land verlassen“; er ist bereits 482 gestorben, 488 wurde sein Leichnam nach Italien überführt.

S. 264 Z. 9 Das Germanengrab enthielt nicht einen goldenen Halsreif, sondern einen Armreif. Es wird in der Wiener Antiken s a m m l u n g verwahrt.

S. 264 ff. „Die diokletianische Verfassungsreform“. Unerfindlich ist, warum dieses Kapitel an den Schluß der bisherigen Erörterungen gestellt wurde, statt es in sinnvollem Zusammenhang mit dem 4. Jh. (S. 260) zu behandeln. Abgesehen davon, daß der Titel nicht paßt (es wird nicht nur über Verfassungsreform gesprochen) und es besser gewesen wäre, „die diokletianischen Reformen“ zu schreiben, enthält dieser Abschnitt nicht wenige schiefe Formulierungen; es würde zu weit führen, hier ins Detail zu gehen.

S. 266 Z. 11 Der Grenzgeneral führte natürlich den Titel *dux Pannoniae primae et Norici ripensis*.

S. 267 ff. „Das römische Kultwesen und das Christentum“. Auch dieser Abschnitt verlangt einige Berichtigungen:

S. 268 Der Ausdruck „Mailänder *Edikt*“ ist zu vermeiden; die Begründung dafür etwa bei J. Vogt, *Constantin der Große und sein Jahrhundert* (1949), 171.

S. 270 Z. 5 Der in der Vita Severini erwähnte Maximus war kein Priester.

S. 276 Z. 1 Jupiter Dolichenus ist kein mesopotamischer, sondern ein aus der nordsyrischen Landschaft Kommagene stammender Gott.

S. 276 Z. 1 Zur „kleinasiatischen Muttergottheit Kybele“ kann man unmöglich auf Abb. 228 verweisen; denn diese stellt eine gallisch-germanische Muttergottheit dar!

S. 276 Z. 2 Seraphis zu verbessern in Serapis.

S. 276 Z. 4 Mythraskult zu verbessern in Mithraskult.

S. 278 Z. 1 Daß sich der Mithraskult „an christliche Gedanken und Kultusformen“ anlehnte, ist eine reichlich kühne Behauptung.

S. 281 ff. „Die provinziäl-römische Kultur“ ist der letzte Abschnitt überschrieben. Ein schwer befrachtetes Kapitel, in dem eine Fülle disparaten Materials versammelt ist: Bauwesen, Keramik, Glas, Tracht und Trachtzubehör, Geldwirtschaft, Handelsbeziehungen, Begräbnissitten, Kunst u. a. m. Es ist angesichts der erforderlichen, recht spezialisierten Fachkenntnisse nicht leicht, all dies wohlgeordnet in ausgewogener Darstellung zusammenfassen. Eine selektivere Vorgangsweise hätte wohl ein einprägsameres Ergebnis zeitigt.

S. 281 behauptet Reitinger noch entschiedener als S. 248, daß die alteingesessene Bevölkerung sich des Lateinischen „nur im Verkehr mit den Romanen“ bedient habe. In Ergänzung der oben (zu S. 248) gebrachten Gegenargumente sei darauf hingewiesen, daß doch u. a. die zahlreichen Graffiti in lateinischer Sprache auf keramischen Produkten, wofür es auch in Oberösterreich zahlreiche Beispiele gibt, vor einer so schroffen Formulierung warnen sollten.

S. 288 Z. 2 mit Abb. 239. Es handelt sich keineswegs um Terra nigra, sondern um rottonige, mit metallisch glänzendem schwarzen Überzug und aufgemalter Weißbarbotine versehene Keramik („Trierer Trinkspruchbecher“).

S. 288 Z. 16 f. Die Aussagekraft der Tonlämpchen mit Firmastempel kann sich mit der der Sigillaten nicht messen.

S. 288 Z. 27 f. Das Gräberfeld der Kreuzschwestern in Linz hat nicht eine, sondern zwei Glasflaschen mit Signatur (in zwei Varianten) einer Aquileienser Firma geliefert.

S. 288 Z. 31 „Spezifikas“ ist eine grausige Wortbildung!

S. 290 Z. 2 Das (unpublizierte) „Prunkschwert aus Enns“, ein typisch spätantikes Erzeugnis, ist natürlich Importware; es kann keine Rede davon sein, daß es „noch ganz in keltischer Tradition gestaltet“ ist.

S. 290 Z. 9 Die Kniefibel kann man nicht uneingeschränkt als „frührömisch“ klassifizieren; sie hat ihre stärkste Verbreitung in der mittleren Kaiserzeit.

S. 290 Z. 14 „Durchbruchs- und Kerbschnittarbeiten“. Hier werden zwei wesenverschiedene Gattungen zusammengeworfen und die Kerbschnittbronzen, die mit Recht eine ganze Bildseite erhielten, in ihrer Eigenart als außerordentlich interessante und charakteristische Erzeugnisse des spätrömischen Kunstgewerbes, nicht mit einem einzigen Satz gewürdigt.

S. 300 Z. 8 Die Grabsteine kann man nicht als „zumeist provinzielle Soldatenkunst“ klassifizieren; dazu war der militärische Einfluß in Oberösterreich bis zur Verlegung einer Legion nach Lauriacum verhältnismäßig doch zu gering.

S. 310 Z. 8 f. „Produkte des spätrömischen Kunstschaffens“ gibt es in Oberösterreich fast nicht. Die Datierung der beiden 1953 in Lauriacum gefundenen Porträtköpfe in konstantinische Zeit erscheint mir seit eh und je zweifelhaft.

B. Zu den Anmerkungen

Anmerkungen als Belegstellen zum Text sind ein Indikator für die bibliographischen Kenntnisse eines Autors und für die von ihm gehandhabte Praxis in der Auswahl repräsentativer Literatur. Bezüglich Reitingers Buch nur einige Beobachtungen grundsätzlicher Art und einige Proben. Unbegreiflich ist oftmals Reitingers Zitierpraxis. Merkwürdigerweise wird sehr häufig statt der neuesten oder ergiebigsten Quelle, ältere oder weniger bedeutende, sekundäre Literatur angeführt, woran gelegentlich wohl ein mangelndes Wertgefühl schuld sein mag, nicht aber Unkenntnis. Beispiele: Anm. 363, 367, 375, wo z. T. Literatur des 19. Jh. zitiert wird, statt einfach die entsprechenden Hinweise auf Heft 21 des „Römischen Limes in Österreich“ zu geben, wo eine kritisch gereinigte Fassung des aktuellen Forschungsstandes zu finden ist. Der Zitierung dieser Publikation wird überhaupt mit einer erstaunlichen Konsequenz aus dem Wege gegangen. Ein eigenartiges Verkennen der speziellen Funktion eines Literaturhinweises zeigt sich beispielsweise in Anm. 361. Im vorangehenden Text versucht Reitingen Wesen und Bedeutung des Mithraskultes zu skizzieren. Als „Beleg“ wird dann in der Anm. zitiert: „J. Reitingen, Bad Ischl in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.“ Es fällt mir nicht ein, diese Arbeit Reitingers herabzuwürdigen. Aber es muß doch klar sein, daß hier nicht Sekundärliteratur, sondern – und gerade in einem für weitere Kreise bestimmten Handbuch – nur eine „weiterführende“ originale Darstellung genannt werden kann. Wie leicht wäre gerade in diesem Falle der Ausweg gefunden, durch Hinweis auf das Büchlein von M. J. Vermaseren „Mithras. Geschichte eines Kultes“ (1965), das zudem nicht nur allgemeinverständlich geschrieben, sondern als Taschenbuch (Urban-Bücher 83) noch dazu sehr wohlfeil ist.

Gewiß gibt es auch Beispiele für mangelnde Literaturkenntnis. Etwa Anm. 277, wo R. Eggers Teurnia-Führer nach der zweiten Auflage von 1926 zitiert wird, obwohl es seit 1963 bereits eine fünfte Auflage gibt. Man kreide diese Feststellung dem Rezensenten nicht als kleinliche Pedanterie an. Neuaufgaben enthalten häufig modifizierte Formulierungen, und das gilt auch im gegenständlichen Falle. – Eine bedauerliche Wissenslücke verrät auch Anm. 344: Man kann doch nicht eine völlig überholte Ausgabe der Vita Severini von 1947 zitieren, wenn es seit 1963 eine bessere gibt! Eine Entschuldigung dafür und für andere derartige Schönheitsfehler kann – von allen Autoren einschlägiger Themen – deshalb nicht leicht in An-

spruch genommen werden, weil in den Bibliographischen Beilagen des Nachrichtenblattes „Pro Austria Romana“ das bezügliche Schrifttum seit 1945 lückenlos gesammelt vorliegt. Allerdings muß man vor Inangriffnahme einer größeren Arbeit davon auch Gebrauch machen. Übrigens ist in derselben Anm. 344 das Erscheinungsjahr des Werkes von Kramert-Winter von 1968 auf 1958/59 zu berichtigen. – Anm. 354 wird das bekannte Werk von I. Zibermayr mit „München 1944“ angeführt. Sollte es in Oberösterreich, und gar in Linz, wirklich nicht bekannt geworden sein, daß das Buch 1956 in 2. Auflage erschienen ist? – Anm. 355 b: Hier wäre statt dessen der Text der Anm. 631 anzuführen gewesen. – Anm. 377: Das Erscheinungsjahr muß [1955] lauten.

C. Zu den Abbildungen

Eine nahezu ungetrübte Freude bereiten dem Auge des Benützers die Bilder. Es sind ihrer 65, im Verhältnis zu 72 Seiten des Teiles „Römerzeit“ also eine beträchtliche Zahl. Die Auswahl ist gut getroffen, es liegen vorzügliche Aufnahmen, meist modern photographiert, zugrunde, und die Wiedergabe auf gutem Kunstdruckpapier läßt nichts zu wünschen übrig. Einige „ausgeschnittene“ Druckstöcke (Abb. 208, 213, 218, 248, 249, 258) mußten vermutlich aus Sparsamkeitsgründen verwendet werden. Schade ist es aber, daß eine Reihe von Abbildungen für den Text nicht entsprechend (oder gar nicht) ausgewertet wurden, gewissermaßen ein Dasein „am Rande“ führen. Das ist deshalb schade, weil der nichtfachmännische Leser nicht imstande ist, derartige stumme Zeugen für sich zum Sprechen zu bringen.

Weniger erfreulich sind die Legenden zu den Abbildungen. Hier hat es bei der Abfassung der Texte bzw. bei der Korrektur an der erforderlichen Sorgfalt gefehlt:

Abb. 205 Z. 5 zu verbessern Maximinus Thrax.

Abb. 208 Z. 7 zu verbessern propinqua.

Abb. 210/211 fehlt die Fundortangabe.

Abb. 218 Z. 2 richtig Ianuarius. – Z. 5 richtig condidi. – Z. 12 richtig Lebenszeit (so Betz).

Abb. 219 Fundort nicht Linz, sondern Enns.

Abb. 221 Fundort nicht Linz, sondern Enns.

Abb. 223 Fundort nicht Linz, sondern Watzing bei Gaspoltshofen.

Abb. 224 Fundort nicht Linz, sondern Enns.

Abb. 238 Beschriftung enthält eine Fülle von Fehlern, zu berichtigen nach Karnitsch, Die verzierte Sigillata von Lauriacum, S. 24 f.

Abb. 239 Vgl. das oben zu S. 288 Z. 2 Gesagte.

Abb. 248 zu verbessern wäre: Kasserolle. Tatsächlich ist es aber keine Kasserolle, sondern ein Sieb.

Abb. 250 Statt Hyposandale richtig: Hipposandale (der erste Teil des Wortes hat nichts mit der griechischen Vorsilbe „hypo“ zu tun, sondern mit „hippos“ = Pferd).

Abb. 253 Kaum „provinzialrömisch“; wohl frühmittelalterlich.

Abb. 256 Z. 2 zu verbessern vi(v) us und et (so!). – Z. 3 statt B(ena): b(ene). – Z. 6 statt „die ihn verdient hat“: „der wohlverdienten Gattin“.

Abb. 257 Das „vermutlich“ ist zu streichen.

Damit soll die reichlich lang gewordene Besprechung beendet sein. Ich hätte nicht so viel Zeit und Mühe darauf verwendet, wenn es sich um ein x-beliebiges Schriftwerk handelte. Aber hier liegt ein „Handbuch“ vor, das erhöhte Beachtung

beanspruchen darf und eine gewisse Breitenwirkung haben wird. Es mußte daher – sine ira et studio – ein strengerer Maßstab angelegt werden: der Maßstab unbedingter Zuverlässigkeit. Keiner von uns wird dieses absolute Ideal je erreichen, aber die Maxime als solche bleibt dennoch unabdingbare Forderung. Wir wünschen dem Autor, der gezeigt hat, daß er verständlich zu schreiben versteht, bei der Abfassung künftiger Arbeiten, denen man mit Interesse entgegensehen darf, die nun einmal dazu nötige Ruhe und wir sind sicher, daß er gegebenenfalls auch die kameradschaftliche Hilfe und Unterstützung seiner Kollegen finden wird.

Wien

Rudolf No11

I. K a p p e l, Die Graphittonkeramik von Manching. – Wiesbaden 1969. XIII, 245 S., 62 Taf., 2 Kt. 4^o (Die Ausgrabungen in Manching, Bd. 2).

Im bedeutenden späteltischen Oppidum von Manching (Bayern) wurden in der Nachkriegszeit unter der Obhut der Römisch-Germanischen Kommission umfangreiche Grabungen durchgeführt, über deren Ergebnisse dieses Institut nunmehr in einer auf sieben Bände berechneten Publikation Rechenschaft ablegen will. Wie schon ein flüchtiger Blick in die Gesamtgliederung und in den soeben erschienenen, hier zu besprechenden zweiten Band zeigt, wird dieses umfangreiche Werk nicht nur eine Standardmonographie eines wichtigen Fundplatzes, sondern auch gleichzeitig eine Enzyklopädie der Spätlatènezeit Mitteleuropas werden, die zum ständigen Handwerkszeug des Urgeschichtsforschers gehören wird. Die Verfasserin hat zur Würdigung des Manchinger Materials das gesamte Fundgut dieser Gattung in allen in Frage kommenden Ländern durchgearbeitet und hierüber berichtet. Mit bewunderungswürdigem Geschick und großer Ausdauer ist es ihr gelungen, aus einem, flüchtig gesehen, sehr uniformen und daher auch weniger aussagekräftigem Material eine Publikation zu schaffen, die nicht nur mit der Manchinger Keramik bekannt macht, sondern auch gleichzeitig eine monumentale Monographie darstellt, die in ihrer Abgewogenheit und Brauchbarkeit weit und breit ihresgleichen sucht und für die ihr die Fachwelt nicht genug danken wird können.

Da bei den in dieser Zeitschrift zu besprechenden Büchern die Bedeutung für die oberösterreichische Regionalforschung besonders gewürdigt werden soll, möchten wir gleich zusammenfassend feststellen, daß dieses Buch im Berichtsjahr den bedeutendsten Beitrag zur oberösterreichischen Landesarchäologie darstellt. In Oberösterreich liegen einige bedeutende und ergiebige Fundplätze, allen voran Hallstatt (Dammwiese). Die Verfasserin hat keine Mühe gescheut, das oö. Material mit gleicher Sorgfalt und Geduld aufzunehmen, wie das der ihr geographisch näher gelegenen Orte. Für Hallstatt konnte sie ein eigenes Töpferzentrum aufzeigen. In Linz findet sich als einzigem Ort sowohl Ware aus der West- und Ostgruppe als auch aus der Böhmisches Gruppe, was wieder dafür spricht, daß diese Stadt in vorrömischer Zeit am Schnittpunkt einer wichtigen Nord-Süd- und Ost-Westachse lag. Wieweit es gelungen ist, den umfangreichen Fundkatalog vollständig zusammenzustellen, wird die Regionalforschung prüfen müssen. Bei Oberösterreich wären zumindest Bad Wimsbach, Steyregg, Laussa, Überackern, Linz-Frauenklinik und Wels-Salzbürger Straße nachzutragen. Durch solch kleine Mängel wird aber der Wert des Buches in keiner Weise beeinträchtigt, denn eine absolute Vollständigkeit war bei einer solchen Materialfülle auch kaum zu erwarten.

Dr. Josef Reitingger

Hermann Dannheimer u. Roman Fink, Fundort Bayern – München, Schnell Steiner 1968. 203 S., davon 72 S. Abb. 4° (DM 34,-).

„Fundort Bayern“ ist eine populäre Reportage durch den Gesamtbereich der archäologischen Tätigkeit in Bayern. Dieses stattliche und schön aufgemachte Buch ist eine Gemeinschaftsarbeit des bekannten Frühmittelalterforschers H. Dannheimer und des Journalisten und Fotografen R. Fink. Letzterer hat nicht nur das sehr dekorative Bildmaterial, sondern auch etwa die Hälfte der Texte beige-steuert.

Ein als Einleitung dem Bildmaterial vorangestellter Überblick des historischen Ablaufes der Vor- und Frühgeschichte Bayerns von H. Dannheimer ist, wenn er auch nichts an Prägnanz vermissen läßt, mit einem Umfang von nur 17 Seiten so knapp ausgefallen, daß wohl auch der Laie das Bedürfnis nach etwas mehr Ausführlichkeit nicht wird verhehlen können. Allerdings wird zur Milieuausschmückung dieses Gesamtüberblickes vom Autor noch manches kulturhistorische Detail in den durchschnittlich zehn Zeilen langen Kommentaren zu den Bildern nachgetragen. Zu diesen, von fachlicher Seite kommenden Texten, hat schließlich R. Fink noch eine in journalistischer Manier gehaltene Einleitung und spezielle Bildtexte beige-steuert, „die aus den formalen Aspekten der Funde Informationen über die Verhaltensweisen der einstigen Besitzer zu gewinnen suchen, wie sie auch dem interessierten Laien zugänglich sind“. Ob diese rein spekulativen Meditationen Finks geeignet sind, den Liebhabern einen bequemeren Weg zum tieferen Verständnis der Bilder zu bereiten, möge dieser Leserkreis selbst entscheiden.

Die Arbeit des Archäologen gehört heute zu den publikumswirksamsten Tätigkeiten der Wissenschaft. Leider wird aber das Interesse, so wie zu Winkelmanns Zeiten, immer noch fast ausschließlich auf die alten Hochkulturen des Vorderen Orients und des Mittelmeerraumes gelenkt. Daher ist das Erscheinen von Büchern, die bestrebt sind, die Vergangenheit der heimischen Gefilde mehr in den Vordergrund zu stellen, sehr zu begrüßen. „Fundort Bayern“ wird in dem immer größer werdenden Reigen solcher Bücher zweifellos eines der publikumswirksamsten werden. Da der zwar aus bayerischen Funden herausgearbeitete Kulturablauf keineswegs auf das mit den blauweißen Grenzpfählen abgeschränkte Gebiet beschränkt ist, wird dieses Buch außerhalb Bayerns nicht weniger gerne aufgenommen werden und hoffentlich auch auf die archäologisch interessierten Bevölkerungskreise unseres Landes nicht ohne Einfluß bleiben.

Dr. Josef Reiting er

Franz Ertl, Topographia Norici II. Von Noreia und Hallstatt zur Stammesheimat der Bayern. Verlag der Topographia Norici, Kremsmünster 1969. 180 Seiten, 13 Abbildungen und 3 Planskizzen. Broschiert (öS 64,-).

Es ist immer unerfreulich an eine Besprechung zu gehen, wenn man annehmen muß, daß der Autor der zu besprechenden Schrift sich in Verteidigungsstellung befindet, so daß kritische Äußerungen nicht so sachlich aufgenommen werden könnten, wie sie gemeint sind. Der vorliegende schmale Band beschäftigt sich mit wichtigen und umfassenden Problemen unserer Frühzeit, so daß es dennoch notwendig ist, Stellung zu beziehen. Zunächst soll die Ansicht eines Fachmannes zu den Themen gebracht werden, die in den Bereich der Vorgeschichte und der Provinzialarchäologie gehören, dann eine Stellungnahme zu frühmittelalterlichen Problemen folgen.

Die Schriftleitung

Der Autor dieses Bändchens hat nun zum zweiten Male versucht, einen Beitrag zur Lösung verschiedener historischer und archäologischer Probleme unseres Bundeslandes und angrenzender Landschaften zu liefern.

Das Druckwerk gliedert sich in eine „Einleitung“ (S. 3–6) in sehr persönlicher Form, die in ziemlich befremdender Art die Arbeiten älterer Historiker als „frühe nebulose Bemühungen“ abtut und in aufdringlichem Eigenlob von den eigenen „Liebhaberbeschäftigungen“ spricht (S. 5).

Es folgt ein Kapitel „Reichenschaft“ (S. 7–22). Schon im ersten Unterabschnitt „Das Amphitheater in Lauriacum“ deklariert sich der Autor als von wissenschaftlicher Zucht und Ausbildung völlig unbelasteter Laie. So stuft er zunächst alle Überlegungen, die vor ihm gemacht wurden, als „spielerische Suche“ (S. 11) ein und baut dann seine eigene Theorie „auf dem festen Boden realen Denkens“ auf. Ein Wust unbeweisbarer Gedankensplitter folgt (z. B. „Der Einbau der Sitzstufen ging in Lauriacum in der gleichen Weise vonstatten, wie in Orange [Südfrankreich], er ist in der Planbeilage dargestellt“). Willkürliche Maßangaben werden mit Maßen bekannter Bauten vermischt, gründlich vermengt und dann so dargestellt: Arena zunächst 70 x 50 m, dann („bei festgestellter primitiver Ausführung“) 78 x 45 m, und am Plan schließlich mit 78 x 48 m eingetragen. Wenn man weiß, daß bis heute nicht die geringste Spur eines „Amphitheaters“ in Lorch-Enns gefunden wurde (vgl. L. Eckhart, Probegrabung in Enns, in: Pro Austria Romana 19, 1969, H. 1/2, S. 5), steht man fassungslos vor den Traumgebilden des Autors. Man wundert sich dabei gar nicht mehr, daß für ihn sogar die Größe der Sitzplatten mit 40 x 40 cm feststeht.

Ertl begibt sich im 3. Kapitel auf die „Suche nach der Keltenhauptstadt Noreia“ (S. 23–64), die er natürlich „schon in der ersten Stunde der Begehung“ gefunden hat. Da es ihn nicht stört, daß seit etwa 1840 an diesem noch immer nicht eindeutig gelösten Problem gearbeitet wird, genügt es Ertl auch, seine Erkenntnisse von ein paar Einheimischen aus der Umgebung bestätigen zu lassen. Weiters wird „Die älteste Geographie Norikums“ (S. 65–82) behandelt, es schließt sogleich der „Übergang von der römischen Antike zum bayrischen Mittelalter“ an (S. 83–122), um dann eine Antwort zu geben auf „Das Werden unseres Volkes“ (S. 123–152).

Den Schluß bildet das Kapitel „Rückschau und Vorblick“ (S. 153–160) sowie ein „Anhang“ (S. 161–167), der uns in der Hauptsache eine kuriose Zeittafel und ein kunterbuntes Stichwortverzeichnis bringt.

Es sei einbekannt, daß sich diese eigenwillige Zusammenstellung unzusammenhängender und lose verbundener Abschnitte einer echten Besprechung entzieht. Es fängt dies bei der grob vernachlässigten Zeittafel an (so wird Norikum nicht 40 n. Chr., sondern unter Claudius wohl 45 n. Chr. Provinz; der Baubeginn des Legionslagers genau im Jahre 190 ist rein fiktiv) und hört bei unhaltbaren persönlichen (und teilweise anonymen) Anschuldigungen gegen namhafte Wissenschaftler auf. Es sei hier ausdrücklich festgestellt, daß nie und nirgends eine auf so abenteuerliche Weise gewonnene Ansicht wie die des Autors – sobald sie veröffentlicht wird – wegen ihrer Halbwahrheiten, Mißverständnisse, Unkenntnis und falschen Schlüsse ernst genommen werden kann. Besonders sei deshalb auch vor dem Gebrauch im Schulunterricht gewarnt. Von Amateurwissenschaftlern werden manchmal große Leistungen vollbracht, doch dieses Büchlein steht als warnendes Beispiel, wie es auf keinen Fall gemacht werden kann.

Dr. Wulf Podzeit

Die zweite Hälfte der Schrift befaßt sich mit dem Übergang von der römischen Antike zum bairischen Mittelalter und mit dem Werden unseres Volkes. Hier werden zwei wahrhaft grundlegende Probleme der Frühgeschichte, über die sich schon viele gründliche Forscher den Kopf zerbrochen haben, in aller Kürze und mit großem Eigenwillen nicht nur angegangen, sondern „gelöst“. Bei einiger Material-

kenntnis wird man vermuten müssen, daß eine neue Lösung unerhörtes Glück voraussetzen müßte, wenn das, was bisher als Hypothese und Vermutung geäußert worden ist, nun plötzlich hieb- und stichfest nachgewiesen werden könnte. Unserer Überzeugung nach hat F. Ertl dieses Glück nicht gehabt. Alle Energie des Vortrages kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die verwendeten Quellen, wie man zu sagen pflegt, „überinterpretiert“ worden sind.

Weiter ist grundsätzlich festzuhalten, daß die Vorstellungen von der Frühzeit der bairischen Geschichte, wie sie in der Karte III dargestellt sind – und hier liegt doch der Schwerpunkt der entsprechenden Ausführungen –, unhistorisch sind. Grenzziehungen, „Demarkationslinien“, oder wie immer man die eingezeichneten „Stellungen“ nennen will, sind Errungenschaften viel späterer Jahrhunderte. Außerdem ist ja bekanntlich in den Urkunden (Stiftbriefe von Kremsmünster) nachgewiesen, daß die Slawen in diesem Bereich in den bairischen Herrschaftsverband eingegliedert waren, und daß gar keine derartige Gegnerschaft begründet werden kann.

Ohne daß es hier möglich wäre, in alle Einzelheiten einzugehen, muß man die Frage stellen, ob es überhaupt berechtigt ist, aus Hausnamen so weitgehende Folgerungen abzuleiten, wie dies Ertl tut, und ob man diese dann in das 7. oder 8. Jahrhundert datieren kann. Hier ist zu bedenken, daß man die Einzelhöfe unseres Landes, wenn man sehr weit zurückgeht, als *Anlagen* nicht vor das 10. Jahrhundert „zurück“ datieren kann. Viel wahrscheinlicher aber ist ihre Anlage im 11. oder im 12. Jahrhundert. Für eine frühere Zeit ist jedenfalls der Beweis noch nicht geführt, und er muß von Haus zu Haus und von Ort zu Ort erst erbracht werden, ehe man darauf sich stützen kann. Außerdem sind die *Hausnamen* noch jüngeren Datums, denn alle älteren Urbare beschränken sich auf Vornamen und fast alle alten -dorf-Namen sind mit solchen zusammengesetzt. Auch für diesen Vorgang besitzen wir noch keine Detailkenntnisse, so daß für jeden ernsthaften Forscher größte Vorsicht geboten ist. Wenn man aber mit einem Material, das in der verwendeten Form in das 13. oder 14. Jahrhundert gehört, Verhältnisse des 7. und 8. Jahrhunderts klären will, so wird man entweder Nichtbeachtung oder Ablehnung in Kauf nehmen müssen. Das gleiche gilt für die neue „Gau“-Organisation, bei der Pagus mit Pahl gleichgesetzt wird. Hier hat Gertrud Diepolder, München, vorsichtig Theorien geäußert und begründet, denen dann viele Forscher beigetreten sind. Ertl wird auch hier dieses Glück nicht widerfahren.

Es ist zu bedauern, daß Ertl, dessen Eifer und Begeisterung außerordentlich sind, sich nicht beraten läßt und eine Kritik nur zu leicht als persönlichen Angriff betrachtet. Seinen vielen Beobachtungen im Gelände sollte er nachgehen und sie Stück für Stück aufzuklären versuchen. Hier könnte ihm vielleicht und hoffentlich, so manches gelingen. Für seine Theorien und Darlegungen aber gilt leider das Wort: was gut ist, ist nicht neu, was aber neu ist, ist nicht gut.

Dr. Kurt Holter

Geschichte Thüringens. Herausg. v. Hans Patze und Walter Schlesinger. 1. Band: Grundlagen und frühes Mittelalter. Mit 33 Karten und 6 Diagrammen im Text, einer Faltkarte und 24 Abbildungen. Mitteldeutsche Forschungen, Bd. 48/I. Köln–Graz, Böhlau Verlag 1968. Leinen, DM 58,-.

Nachdem im Vorjahr in dieser Zeitschrift das Handbuch der Bayerischen Geschichte besprochen worden ist, können wir hier auf eine ähnlich gerichtete Veröffentlichung hinweisen, die die Geschichte Thüringens zusammenfassend behandelt

bzw. behandeln soll. Der erste, neu vorliegende Band umfaßt, wie der Untertitel angibt, die Grundlagen und das frühe Mittelalter. Die Grundlagen bilden eine Einleitung, die sich mit der Landesgeschichtsschreibung befaßt, die natürlichen Grundlagen, d. h. eine Beschreibung der Begrenzungen, Geologie, Klima, Gewässer usw. von Manfred Schick, dann die sprachlichen Grundlagen, dargestellt von Heinz Rosenkranz, die urgeschichtlichen Voraussetzungen, bearbeitet von Gerhard Mildemberger und die Siedlungsgeschichte von Werner Emmerich. Zur Sprachgeschichte sind die Karten 5 bis 14 beigegeben, die sowohl die Spuren der Stammeszeit als auch die nachbarlichen Einflüsse und Durchdringungen an entsprechenden Beispielen aufzeigen. Für eine vorwiegend historische Einstellung beginnt das Interesse mit der Darlegung der Verhältnisse in der Eisenzeit, wobei Kelten und Germanen in bestimmten Fundgruppen vertreten sind, und seit der Zeitmarke 400 n. Chr. mit einem Überblick über die Thüringer. Gräberfelder der Merowingerzeit, Funde aus der gleichen Epoche, ihre Konfrontierung mit dem politischen Zusammenbruch des Thüringer Reiches, 531, der fundmäßig keinen Einschnitt bringt, und schließlich die Berührung mit den Slawen, bzw. Sorben, die seit dem späten 6. Jahrhundert einwandern, scheinen uns die wichtigsten Merkmale der gerafften Darstellung, die weitere zehn Karten enthält. Die Siedlungsgeschichte, mit 15 Karten, geht mit allem Auf und Ab bis in die jüngste Zeit, dann aber wieder zurück bis zur slawischen Siedlung in Ostthüringen und in den vorfränkischen Bereich. Als 5. Kapitel folgt die Darstellung des Frühmittelalters von Walter Schlesinger mit zwei Abschnitten, betreffend das Königreich der Thüringer und Thüringen im fränkischen Reich. Wenn jemand die Frage erheben sollte, was eine Geschichte Thüringens etwa für die oberösterreichische Landesgeschichte für eine Bedeutung haben könnte, der wird, wenn nicht früher, spätestens bei diesem Kapitel die Antwort gefunden haben. Es sind nicht nur die Ausgriffe aus jenem Raume, die in der Zeit des heiligen Severin unseren Bereich vom Westen her erschütterten, es sind nunmehr durch mindestens zwei Jahrhunderte einer fast quellenlosen Zeit die unmittelbaren Parallelen, die gleichen handelnden Faktoren, Franken, Langobarden, Slawen, die hier wie dort in sehr ähnlicher Weise wirksam geworden sind. Es ist nicht möglich, hier im einzelnen Stellung zu nehmen, doch soll die vorsichtige, abwägende und übersichtliche Darstellung Schlesingers hervorgehoben werden. Da nicht nur die politische, sondern auch die Rechts-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte behandelt wird, wird jeder an dieser Zeit geschichtlich Interessierte eines Nachbarbereiches zu diesen Ausführungen greifen müssen.

Auf die 380 Seiten der zusammenhängenden Darstellung folgen 55 Seiten von Anmerkungen, die nicht zu einzelnen Punkten oder Sätzen, sondern jeweils zu den Seiten gegeben werden und im wesentlichen Literaturhinweise enthalten. Nach dem Verzeichnis der Karten, Pläne und Diagramme sowie der Abbildungen, folgen 49 Seiten Register, die das Buch in der notwendigen Weise aufschlüsseln.

Das Gesamtwerk ist auf fünf Bände berechnet, von denen der dritte, das Zeitalter des Humanismus und der Reformation, schon 1967 erschienen ist. Vielleicht wird es möglich sein, zusammen mit dem in Vorbereitung befindlichen 2. Band darauf zurückzukommen. Was diesen ersten Band betrifft, so möchten wir mit diesem kurzen Hinweis betonen, wie wichtig es ist, anhand derartiger zusammenfassender Darstellungen sich über Geschichte und Forschung der Nachbarbereiche ein Bild zu machen und im Bilde zu bleiben.

Dr. Kurt Holter

Szabolcs de Vajay, Der Eintritt des ungarischen Stammebundes in die europäische Geschichte (862–933). *Studia Hungarica*, Schriften des Ungarischen Instituts München, Herausgeber: Georg Stadtmüller. Mainz, v. Hase & Koehler Verlag, 1968. 173 S., davon 1 Karte, 11 Tafeln, 1 Landkarte und 3 genealogische Tafeln.

Die Verhältnisse der „Ungarnzeit“ bilden in den Vorstellungen der Geschichtsschreiber unseres Landes eine schwere, in ihren Einzelheiten aber völlig amorphe Zäsur, deren Wirksamkeit seit den Zeiten des Bernardus Noricus immer besonders hervorgehoben worden ist. Erst in den letzten Jahren oder Jahrzehnten sind Zweifel an diesen Auffassungen aufgetaucht, doch sind die Quellen so verstreut und ist meist ihre Formulierung so unbestimmt, daß man zu einer einigermaßen befriedigenden Vorstellung noch nicht gelangt ist. Nun bietet die hier angezeigte Studie hierfür eine Voraussetzung, wenigstens für die gute erste Hälfte des Zeitabschnittes, in welchem das spätere Land ob der Enns wegen dieser Grenze als unmittelbares Nachbarland der ungarischen Herrschaft gelolten hat. Da die Nachrichten über Ungarneinfälle, man kann fast sagen, aus ganz Mittel- und Westeuropa, überliefert sind, war das Bild bisher so sehr verwirrend und mag vielen Hypothesen als Grundlage gedient haben.

Der Verfasser dieser Studie hat sich nun der außerordentlichen Mühe unterzogen, diese Quellen zu sammeln, zu sichten und zu ordnen. Das Ergebnis dieser Arbeit legt er in den eingangs genannten 14 Kapiteln vor, die Zeittafeln geben darüber eine übersehbare Zusammenfassung. Von besonderem Wert scheint uns dabei, daß die Quellen nicht nur genannt, sondern nach dem Wortlaut der maßgeblichen Stellen zitiert werden, so daß man zunächst ihren Zusammenhang erkennt und auch die Auslegung überprüfen kann. Allein dieser Anmerkungsapparat macht diese Studie zu einer überaus wertvollen Quellensammlung.

Das, fast möchte man sagen, unerwartete Ergebnis der Darstellung der behandelten zwei Menschenalter, ist aber die Herausschälung einer konsequent geplanten, durch Verhandlungen und Feldzüge immer aufs neue nachgewiesenen politischen Wirksamkeit der ungarischen Stämme, deren Führung auch kultischen Rang besaß, und die mit allen maßgeblichen Faktoren Europas, seien sie weltlich oder geistlichen Ranges gewesen, in Fühlung gewesen sind. Das Klischee von den blindwütig brennend und mordend Europa durchstreifenden Reiternomaden, wird zum Bild eines politischen Faktors, der von allen europäischen Mächten als Verbündeter herangezogen und als Gegner bekämpft worden ist. Ob es notwendig werden wird, dieses neue Bild in einzelnen Schattierungen zu ändern, kann hier nicht behauptet werden. Sicher scheint uns das Faktum, daß man nunmehr die Ungarnzeit mit anderen Augen wird betrachten müssen. Das bedeutet aber schließlich nicht weniger, als eine langjährig benützte Schablone aufgeben zu müssen und die einzelnen Ereignisse des halben Jahrhunderts von 900, als die erste Ungarnschlacht auf heute oberösterreichischen Boden stattfand, bis 955 nach neuen, wahrhaft historischen Gesichtspunkten neu zu untersuchen.

Wir können unsere Genugtuung über diese neuen Erkenntnismöglichkeiten nicht verhehlen, da wir schon seit Jahren, aus Gründen der Überlieferung des älteren Namensmaterials, an das bisher gültige Klischee nicht glauben wollten. Wir sind sicher, daß die Geschichtsschreibung auch Oberösterreichs aus der neuen Darstellung ihre Schlüsse wird ziehen müssen und daß eine Fortsetzung dieser Untersuchung für die Jahre von 933 bis 955 auch für unsere Landesgeschichte weiteren Gewinn bringen würde.

Dr. Kurt Holter

Friedrich Keplinger, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaftspflege im Zisterzienserstift Wilhering. Wien, Verlag Notring 1969 (Dissertationen der Universität Wien, 36.) 318 S. Brosch. öS 165,-.

In kurzer Folge liegt uns wiederum eine Spezialstudie zu einer oberösterreichischen Stiftsbibliothek vor. Nachdem wir vor zwei Jahren die gründliche paläographische Arbeit von C. Pfaff über das Scriptorium und die Bibliothek von Mondsee im hohen Mittelalter ankündigen konnten (JB. ÖÖ. MV., 113. Bd., S. 297), können wir dies nun mit einer Studie über die Stiftsbibliothek von Wilhering vornehmen. Schon der Titel deutet den Unterschied der beiden Arbeiten an. War dort der Ausgangspunkt die Handschrift, das Einzeldenkmal schriftlicher Betätigung im Kloster, woraus die Gesamtschau gewonnen worden ist, so steht hier der Inhalt dieser Codices und nicht deren Individualität im Vordergrund der Untersuchung. Zwar kommen auch Bibliotheksgeschichte, Handschriftenverlust, Bücherschenkungen, das Scriptorium selbst mit seinen namentlich bekannten Schreibern, die Miniaturen und Bucheinbände zur Sprache. Aber all das, der eigentliche Schwerpunkt der Codicologie, nimmt nicht mehr als rund 50 Seiten von mehr als 300 Seiten ein. Das Scriptorium, bei dem jeder Versuch in die anonymen Bereiche des Schriftvergleiches vorzustoßen ausgeklammert ist, bleibt auf S. 31 bis S. 40 beschränkt, dann sind fünf Seiten der Illumination gewidmet. Die dafür im Inhaltsverzeichnis angekündigte Überschrift (S. 41) fehlt übrigens. Die maßgeblichen Arbeiten von G. Schmidt, z. B. das in Linz 1962 erschienene Buch über die Malerschule von St. Florian, wo auch die einschlägigen Wilheringer Handschriften behandelt worden sind, und demgemäß seine neuere Arbeit im Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg, fehlen im Literaturverzeichnis und sind nicht berücksichtigt worden. Ebenso fehlt merkwürdigerweise die neuere Literatur über die Bibliotheken von Lambach und Kremsmünster. Daher vermissen wir auch die Hinweise auf die zahlreichen dort geschriebenen Texte von Rupert von Deutz oder von Honorius Augustodunensis.

Man wird aus diesen knappen Feststellungen vermuten dürfen, und die Lektüre der Studie bestätigt dies auch, daß die Absicht der Arbeit in einer anderen Richtung gelegen war, nämlich in einer Kommentierung des Wilheringer Handschriftenbestandes, über den es den alten knappen Katalog von O. Grillnberger gibt, wozu nun ein umfassender wissenschaftsgeschichtlicher Apparat herangezogen worden ist. Die Betrachtung ist nach den Jahrhunderten gegliedert, in denen diese Handschriften entstanden sind, ohne daß uns dadurch die Frage beantwortet erscheint, ob diese Handschriften in ihrem Entstehungsjahrhundert auch schon in Wilhering gewesen seien. Die Untersuchung geht dann nach Sachgruppen vor, wobei natürlich nach Jahrhunderten die Schwerpunkte wechseln. Dies herauszustellen ist das eigentliche Anliegen des Verfassers und in dieser Hinsicht wird seine Arbeit in größerem Rahmen vielfach Interesse finden. Besonders ist hier auf den Abschnitt zum 15. Jahrhundert hinzuweisen, in welchem Keplinger die Schriften aus dem Wiener und aus dem Prager Universitätskreis bespricht. Es ist keine Übertreibung, wenn man diese rund 25 Seiten besonders zur Nachahmung empfiehlt, denn in dieser Hinsicht liegt in allen unseren Bibliotheken ein beträchtliches Material, und es hat bisher so gut wie keine Beachtung gefunden. Aber auch die Ausführungen zur Rhetorik, besonders im 13. Jahrhundert, möchten wir hervorheben.

Im übrigen ist bei dem außerordentlichen Reichtum an biographischen und bibliographischen Daten kaum eine Möglichkeit ins Detail einzugehen. Es ist daher notwendig auf den Namensindex zu verweisen, in welchem jeder Interessierte, sobald er die Prinzipien der Zitierung erkannt hat, vieles finden wird. Damit ist

angedeutet, daß bei anonymen oder umstrittenen Werken dies manchmal Mühe bereiten kann.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Studie von der Codicologie her gesehen, verschiedener Ergänzungen bedarf, daß die Frage der Wissenschaftspflege in Wilhering dadurch auch etwas unbestimmt und unbestimmbar bleibt, daß aber in diesem „Catalogue raisonné“ der in den Handschriften der Stiftsbibliothek von Wilhering vertretenen mittelalterlichen Autoren ein sehr vielfältiges und in seinem Reichtum ungewöhnliches Material vorliegt, das vielfache Interessenten finden kann. Wenn in unserer Stellungnahme, die stark vom Gesichtspunkt der Handschriftenkunde her geprägt ist, diese positive Wertung nicht deutlich genug zum Ausdruck gekommen ist, so möchten wir dies zum Schluß jedoch mit allem Nachdruck hervorheben. Wir möchten daher dieser Studie die größtmögliche Verbreitung wünschen und dem Notring für die Veröffentlichung besonders danken!

Dr. Kurt Holter

Wolfgang Hilger, Ikonographie Kaiser Ferdinands I. (1503–1564). Veröffentlichungen der Kommission für Geschichte Österreichs, Bd. 3. Schriften des DDR.-Franz-Josef-Mayer-Gunthof-Fonds Nr. 6. Wien – Köln – Graz, H. Böhlau Nachf. Ges. m. b. H. 1969. Großoktav. 214 S., 124 Abb. auf 60 Tafeln, 1 Farbtafel. öS 312,–.

Zu den in jüngerer Zeit verhältnismäßig wenig beachteten Habsburger-Herrschern zählt zweifellos Kaiser Ferdinand I., der in einer Epoche zahlreicher Umwälzungen, über mehr als ein Menschenalter die Geschichte auch unseres Landes bestimmt hat, Nach Friedrich III., der in den vergangenen Jahren so etwas wie eine „Ehrenrettung“ erfuhr, und nach dem immer noch sehr populären Maximilian I., ist nun auch auf diesen seinen Enkel hinzuweisen, da das in der vorliegenden Ikonographie gesammelte Material als bedeutender Beitrag zu seiner Biographie und zu seiner Würdigung bezeichnet werden kann.

Die Kommission für Geschichte Österreichs der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und der DDR.-F.-J.-Mayer-Gunthof-Fond haben wiederum ihre glückliche Hand bewiesen, als sie diese Publikation ermöglichten. Der Text gliedert die Materie nach biographischen Abschnitten, denen zum Teil auch ikonographische Gruppen entsprechen. Abschnitt I behandelt die Darstellungen Ferdinands bis zum Wormser Vertrag (1521), der nächste das darauf folgende Jahrzehnt bis 1530, beide noch mit verhältnismäßig verstreutem Material. Abschnitt III enthält die Porträts bis 1547, einerseits das Jahr der entscheidenden Schlacht von Mühlberg an der Elbe, andererseits durch den Tod von Ferdinands Gattin Anna von Ungarn eine schwere Zäsur in seinem Leben und durch den nunmehrigen Übergang in der Bartracht, auch in seinem Aussehen. In diesem Abschnitt liegen die persönlichsten Porträts durch die Vermeyen-Beham-Gruppe, zahlreiche Medailen und die bedeutsame Gruppe der holzgeschnittenen Kels-Arbeiten. Der letzte Abschnitt umfaßt die Darstellungen bis zu Ferdinands Tod, sein Grabmal und mehrere bedeutende postume Porträts. Als Exkurs werden die irrtümlichen Zuschreibungen, meist Verwechslungen mit Porträts Karls V., zusammengestellt und unterschieden.

Die jeweiligen Porträttypen werden durch alle verzeichneten Werkstoffe verfolgt, nicht immer ist freilich die erste Vorlage erhalten geblieben. Zu den Abbildungen treten jeweils auch die Urteile der Zeitgenossen über den Herrscher, zu-

erst in deutscher Übersetzung, im Anhang auch im Wortlaut. Bei der Verfolgung der ikonographischen Reihen bringt Hilger etliche neue Hinweise und Anregungen zu weiteren Spezialforschungen, z. B. in Hinsicht des Werkes Tizians. Die einzelnen Glieder dieser Bilderketten werden dann im Katalog (S. 143–192) nach Werkstoffen gegliedert und kritisch jedes für sich besprochen. Dabei finden wir die Sachgruppen: Tafelbilder, Fresken, Mosaik; Glasgemälde; Tapiserie; Zeichnungen und Miniaturen; Druckgraphik; Plastik; kleinplastische Arbeiten (Stein und Holz); Medaillen und Münzen; Siegel; übriges Kunstgewerbe. Von den 259 Katalognummern entfallen auf die Druckgraphik 47, auf Medaillen und Münzen 76 Nummern.

Der Katalog gibt ausdrücklich den Verzicht auf die Aufnahme minder wichtiger postumer Darstellungen bekannt. Hier ist der einzige Punkt, in dem wir mit dem Autor nicht einer Meinung sind. Es ist doch so, daß durch eine derartige ikonographische Studie nicht nur wichtiges kulturgeschichtliches Material gesammelt wird, sondern daß man daran in vieler Hinsicht auch die damals geübten Grundsätze einer „image“-Pflege studieren kann, ein Vorgang, der beim Habsburgerhause ja durch Jahrhunderte zu verfolgen ist. Durch den Verzicht auf dieses postume Material aber bleibt die Bildung dieses Bildes für die Nachwelt unberücksichtigt. Die Analyse der großen Kaiser-Serien, wie sie wohl in jedem Kloster vorhanden waren und wie sie etwa Kremsmünster in zwei Reihen besitzt, oder wie sie sicher auch in jeder landesfürstlichen Stadt gesammelt wurden, hätte durch eine Aufnahme mit einem ersten solchen Schritt gefördert werden können. Das sicherlich sehr schwache Welser Ferdinand-Porträt aus einer solchen Serie des 17. Jahrhunderts, zeigt neben Nr. 29, der wichtigen Linzer Neuerwerbung, und Nr. 30, dem verlorenen Weißenwolfschen Bild, eine dritte Wiederholung des „Arcimboldischen“ Typus in unserem Lande, die beiden Kremsmünsterer Reihen dagegen gehen auf verschiedene Vorbilder zurück. Außer den beiden genannten Gemälden hat ja Oberösterreich lediglich einige auf Ofenkacheln verwendete Beispiele zum Katalog beigetragen.

Wenn mit diesem Wunsch zugleich ein Hinweis auf die künftige Auswertung dieser gründlichen und kritischen Arbeit ausgesprochen ist, so obliegt es uns aber unbedingt nochmals den Dank für diese grundlegende Arbeit auszusprechen. Sie ist flüssig geschrieben, so daß sie über ihren bleibenden sachlichen Wert hinaus als Lektüre jedem Interessierten Freude bereiten wird.

Dr. Kurt Holter

Otto M u t z e n b a c h e r : Die Urkunden des Archivs der Grafen von Tattenbach. München 1967. 384 Seiten. (Bayerische Archivinventare, Heft 28.)

Die von der Generaldirektion der staatlichen Archive Bayerns herausgegebene stattliche Reihe der Archivinventare wurde durch einen neuen Band über die Urkunden der Grafen von Tattenbach in willkommener Weise bereichert. Dieser Band hat für die oberösterreichische Heimatforschung eine gewisse Bedeutung. Das Archiv der Grafen von Tattenbach selbst gelangte 1952 in das Bayerische Hauptstaatsarchiv München und enthält neben einer großen Anzahl von Notbüchern, Brief- und Verhörprotokollen, Lehenbüchern und -protokollen, Stift- und Salzbüchern, Zehentregistern, Tax- und Expensbüchern aus dem niederbayerischen und Innvierter Raum vor allem die stattliche Zahl von 1030 Urkunden, die sich über einen Zeitraum von 1303 bis 1884 erstrecken.

Das gesamte Urkundenmaterial wird nunmehr in ausführlichen Regesten der Forschung bequem zugänglich gemacht. Besonders wertvoll ist die Aufgliederung der Ortsnamen nach Ländern, aus der allein schon die Reichhaltigkeit des Bestandes, besonders auch für das einst bayerische Innviertel, ersichtlich ist. Es würde zu weit führen, all die vielen Ortsnamen und Personennamen aus dem oberösterreichischen Bereich aufzuzählen, die in den vielen Urkunden aufscheinen – vereinzelt sind hierin dem Bearbeiter Irrtümer unterlaufen (Tannberg liegt im Mühlviertel; eine Stadt Ach gibt es im Innviertel nicht, usw.). Erfreulich ist vor allem, daß gerade auch hinsichtlich des Innviertels ein ganz ansehnlicher Quellenbestand vorliegt, auch unter den Handschriften, der durch seinen mustergültigen Überblick von der Forschung mit Gewinn herangezogen werden kann. Gerade der Genealoge wird zahlreiche Zusammenhänge vorfinden, die für den einst größeren niederbayerischen Raum und darüber hinaus von Wichtigkeit sind.

Dr. Franz Wilflingseder

Georg Grüll: Der Bauer im Lande ob der Enns am Ausgang des 16. Jahrhunderts. Abgaben und Leistungen im Lichte der Beschwerden und Verträge von 1597 bis 1598. Wien 1969. 296 Seiten. (Forschungen zur Geschichte Oberösterreichs. 11.)

Der überaus fruchtbare Verfasser, besonders auf dem Gebiet der bäuerlichen Wirtschaftsgeschichte des Landes ob der Enns, legt nun wiederum eine großangelegte Arbeit der Öffentlichkeit vor, die einen tiefen Einblick gewährt in die wechselseitigen Beziehungen zwischen dem Grundherrn und dem untertänigen Bauernstand am Ende des 16. Jahrhunderts. Gerade das 16. Jahrhundert bildete im Lande ob der Enns ein Jahrhundert der Gärung und Revolten in allen Teilen des Landes. Außerdem erfolgte in dem genannten Zeitraum die soziale Nivellierung des gesamten Bauernstandes, verbunden mit der Aufbüdung von immer neuen Lasten und Leistungen durch die Grundherren an ihre Untertanen, die während des Mittelalters nicht gefordert wurden. Der Übergang von der bisherigen Rentenherrschaft zur Wirtschaftsherrschaft, der sich nunmehr vollzog, ferner die immer stärkere Beanspruchung der Wirtschaftskraft des Landes durch den Landesfürsten, die in erster Linie der bäuerliche Untertan zu tragen hatte, brachte eine stete wirtschaftliche Verschlechterung des Bauernstandes mit sich. Dieses Moment kam dann in den verschiedensten größeren und kleineren Aufständen sichtbar zum Ausdruck.

G. Grüll hat nun, im Gegensatz zu der bisherigen historischen Forschung, das Phänomen des Aufstandes von 1595–1597 nicht von der politischen oder religiösen Seite her untersucht, sondern vielmehr ausschließlich von den wirtschaftlichen Gegebenheiten her. Wenn es ihm auf Grund der Quellenlage auch nicht in allen Einzelheiten gelungen ist, ein vollständiges Gesamtbild über die wirtschaftliche Lage der Bauern gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu zeichnen, so darf doch festgestellt werden, daß sein neues Buch geeignet ist, die wahren Hintergründe der Aggression durch den untertänigen Menschen ins rechte Licht zu setzen. Wirtschaftliche Not auf der einen Seite und immer neue Übergriffe, Anhäufung von Belastungen und weitgehende Beeinträchtigungen der Jahrhunderte alten Rechte, waren im wesentlichen die Hauptursachen, warum der bäuerliche Mensch wiederholt trachtete, dem sozialen Druck von oben her entgegenzuwirken und bis zum offenen Aufstand zu gehen, wie er 1595–1597 praktisch das ganze Land erschütterte.

Was anhand der Urbare und Einnahmeregister aus dem 15. und 16. Jahrhundert bereits offenbar wird, nämlich eine immer größere Verschuldung des Bauernstandes, konnte nunmehr G. Grüll durch die Heranziehung vor allem der zahlreichen Bauernkriegsbeschwerden in einer eingehenden Untersuchung darlegen, die geeignet ist, in seltener Ausführlichkeit hinter die Fassade der einstigen Grundherrschaft zu blicken. Wenn auch heute fast nur mehr die Beschwerden der Untertanen aus dem Prälaten- und Ritterstande vorhanden sind, jene des reichen Herrenstandes beinahe zur Gänze fehlen, so darf doch daraus der Schluß gezogen werden, daß in den Grundherrschaften des letzteren Standes die gleichen bedrückenden Verhältnisse vorherrschten.

Der wichtigste Abschnitt in dem gediegen ausgestatteten Buch von G. Grüll ist naturgemäß jener über die Abgaben und Leistungen der Untertanen. Die überaus große Vielfalt der Dienste, Taxen, Freigelder usw., wie sie praktisch in jeder größeren Grundherrschaft einst vorkam, ist in ihrem Wesen zwar seit langem bekannt. Die Auswirkungen derselben für die bäuerliche Wirtschafts- und Sozialgeschichte des ganzen Landes aber, die im wesentlichen zum zweiten großen Bauernkrieg führten und letztlich den Kaiser zu wirtschaftspolitischen Maßnahmen zwangen, sind das zusammenfassende Ergebnis der vorliegenden Untersuchung auf Grund eines umfangreichen Quellenmaterials. Die umfassende Sachkenntnis des Verfassers hat es vermocht, besonders eindringlich den Nachweis zu erbringen, wie gerade dem Bauernaufstand von 1595–1597 eminent wirtschaftliche Ursachen zugrunde lagen. Dies in einer seltenen Ausführlichkeit dargelegt und einen wesentlichen Abschnitt der Landesgeschichte einer bleibenden Klärung zugeführt zu haben, ist das besondere Verdienst G. Grülls.

Dr. Franz Wilflingseder

Kunstjahrbuch der Stadt Linz, 1968: Neunzehntes Jahrhundert, 1. Teil, 84 S., 40 und 71 Abb. – 1969: Neunzehntes Jahrhundert, 2. Teil, 88 S., 86 Abb., Wien und München, Anton Schroll & Co, 1968, 1969. (Je öS 150,-)

Die beiden letzten Bände des Kunstjahrbuches der Stadt Linz sind dem 19. Jahrhundert gewidmet, einem Zeitabschnitt, dem wir je mehr wir uns dem Ende unseres Säculums nähern, immer mehr historische Distanz abgewinnen. Für Linz ist dieser Abschnitt die wesentliche Voraussetzung für den Aufstieg von heute, daher ist diese Themenstellung sehr zu begrüßen. Die Notwendigkeit einer Beschäftigung mit dem 19. Jh. zeigt sogleich der erste Beitrag, Theophil Melicher, Die städtebauliche Entwicklung von Linz im 19. Jh. Mit Bildern und Plänen gut dokumentiert, wird hier der Vorgang dargelegt, den Altmüller in seiner Geschichte der Eingemeindungen vom Rechtlichen her geschildert hat. Der Übergang von der Festung zu den Vorstädten, der Verlust des Vorranges für den Hauptplatz angesichts der industriellen Entwicklung, dies sind Fakten, deren Werden heute fast vergessen ist. Der wichtigste Satz dieser übersichtlichen Arbeit ist der letzte: Es wäre dringlichste Aufgabe unserer Zeit, brauchbare städtebauliche Planungskonzepte für Stadt und Umland zu schaffen, deren voraussehende Forderung ein gültiges Leitbild für die künftige Entwicklung einer Stadt und ihrer Bewohner sein mögen. Er scheint uns umso richtiger, als auch wir die Meinung des Autors teilen, daß das viel verlästerte 19. Jh. in erstaunlichem Maße derartige Forderungen erfüllt hat, während wir bezüglich unserer eigenen Zeit sehr skeptisch eingestellt sind.

Internationales Interesse wird der gleiche Band dadurch finden, daß er eine umfangreiche Bilddokumentation über Anton Bruckner enthält. Als Profil wirkt die

landläufige Vorstellung von Bruckners Aussehen fast verzerrt, wenn man sich die hier vorgelegten, zeitgenössischen Bilder richtig vor Augen hält. Die Arbeit, die hier Heinz Schöny, der bekannte Genealoge geleistet hat, wird stets einen Ehrenplatz in der Serie dieser Jahrbücher behalten.

So knapp sich der erste dieser beiden Bände umreißen und empfehlen läßt, so vielfältig ist dann der des jüngst erschienenen für 1969. Wie es einem Kunstjahrbuch gebührt, nehmen mehrere in Linz tätige Künstler, z. T. hier aus der Vergessenheit erweckt, den Großteil in Anspruch. Recht biedermeierlich sind Text und Zeichnungen zur „Spixiade“ aus dem Kreis von Schwind und Schubert, aber auch die Porträts, die der Prager Maler Anton Machek zu Beginn seiner Tätigkeit in Linz gemalt hat. Die Erfassung und künstlerische Zuweisung vieler Porträts in Familienbesitz bietet noch viele Möglichkeiten, umso dankenswerter ist jeder Vorstoß in dieser Richtung, wie der vorliegende von dem tschechischen Autor Ludek Novák. Ein ähnlich verdienstvolles Unternehmen liegt bei Zdravka Ebensteins Beschäftigung mit den künstlerischen Anfängen des Malers Hans Canon vor. Ebenso ist die Veröffentlichung der Selbstbiographie des Malers Joseph Maria Kaiser, bekannt durch seine Tätigkeit im Kreise Adalbert Stifters, durch Justus Schmidt sehr zu begrüßen. Das in Eferding aufbewahrte Dokument gibt viele Einblicke in das Linzer Leben. Einzelwerke von Franz Stecher, dem tirolischen, in Linz tätigen Nazarener, und von Friedrich von Amerling, seit 1966 im Besitze des Linzer Stadtmuseums, runden diese Umschau ab. Besondere Hervorhebung bedürfen aber noch die von G. Wacha vorgelegten Linzer Skizzen von William Turner, ein Aufsatz, der wieder die weite Welt heranbringt, auch wenn diese Skizzen mehr künstlerischen als topographischen Rang besitzen.

Am Rande der Kunst stehen bzw. in das Handwerk führen die Aufsätze von Alois Kieslinger über Steinätzungen (des 19. Jhs.) in Oberösterreich, eine Fortsetzung eines Aufsatzes aus dem Jahrbuch von 1967, und die interessante Zusammenstellung aus der Frühgeschichte der Photographie in Linz, von Gertrude Höß. Auch hier ist es an der Zeit, das Material zu sammeln und zu weiteren Sammlungen anzuregen, denn diese aus dem Alltag entsprungenen Arbeiten entziehen sich nur zu bald allen weiteren Forschungen.

So bieten diese beiden Bände Rahmen und Inhalt künstlerischer Äußerungen eines vergangenen Jahrhunderts, das wir, wie schon betont, mit einer gewissen Skepsis zu beurteilen gewohnt sind. Beide Bände sind mit großer Sorgfalt ausgeführt, wir heben die geschmackvollen Umschläge hervor, die vielleicht nur den einen Nachteil haben, daß sie an zu exponierter Stelle angebracht sind. Beide Bände geben dem erwartungsvollen Leser die schon gewohnte Belehrung und einen Blick in die Zeit unserer Groß- und Urgroßväter. Diese Zeit ist uns Älteren noch so nahe, daß sie fast selbstverständlich wirkt. Für die heranwachsende Generation, die die großzügige Ausbreitung der Stadt und das „kleinbürgerliche“ künstlerische Niveau vielleicht als Gegensatz empfinden mag, können beide Hefte als wertvolle Dokumentation, und bei gutem Willen, auch zu einem Verständnis beitragen.

Dr. Kurt Holter

Rudolf Walter L i t s c h e l, Lanze, Schwert und Helm. Beiträge zur oberösterreichischen Wehrgeschichte. 251 S., zahlreiche Abbildungen und Kartenskizzen, 1 Übersichtstafel als Beilage. Rudolf Trauner Verlag, Linz 1969.

Dieses Buch ist – trotz seines wenig aussagenden, modernistischen Haupttitels – eine sehr beachtenswerte und in vieler Hinsicht neuartige Arbeit. Ist doch seit

Jahrzehnten in der gewiß reichen landesgeschichtlichen Literatur unserer österreichischen Bundesländer eine Darstellung der Kriegsgeschichte und der Heereskunde auf breiter Basis beinahe geflissentlich vernachlässigt worden. Dies ist umso weniger verständlich, als die Bevölkerung aller dieser Länder im Verlauf der Geschichte durch Kampfhandlungen unmittelbar betroffen war, während beider Weltkriege erschreckende Verluste an Gefallenen oder Vermissten erlitt und in den letzten Jahren des Zweiten Weltkrieges in manchen Teilen schweren Bombenangriffen, die gleichfalls eine große Zahl an Opfern forderten, ausgesetzt war. Dem Autor gebührt daher Dank für das sorgfältige Bestreben, mit dem er möglichst alle Gebiete, die zum militärischen Leben Bezug haben, zu erfassen trachtet. Es sind seit den drei Arbeiten des verdienstvollen Franz Kurz, von denen vor allem die vier Bände „Beiträge zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns“, Linz 1808, wahrhaft eines Nachdruckes wert wären, und den beiden Arbeiten von Franz Xaver Pritz nur ganz wenige Detailuntersuchungen zu diesem landesgeschichtlich gewiß bedeutungsvollen Thema geschrieben worden. Zwei Arbeiten aus neuerer Zeit jedoch verdienen angeführt zu werden: Rudolf Oberhauser, 300 Jahre alpenländisches Soldatentum, Innsbruck 1941, und Ulf Seidl, Wehrraum Alpenland. Das Gelände des heutigen Alpenraumes und die Geschichte seiner Kriege und Fehden, Innsbruck 1942. Trotz gewisser zeitbedingter Einseitigkeiten und Fehler, zeigen diese beiden von Österreichern stammenden Bücher bemerkenswerte Sachkenntnis und eine beinahe auf jeder Seite erkennbare enge Verbundenheit mit der Geschichte Österreichs. Hier soll gleich die „Literaturauswahl“ (S. 237–240) des zu besprechenden Werkes Erwähnung finden, die nach Gesichtspunkten vorgenommen wurde, die dem Rezensenten nicht recht verständlich sind, denn es ist außer dem vorher zitierten, doch sehr wichtigen Werk von F. Kurz und den beiden neueren reich illustrierten Büchern, auch die grundlegende Untersuchung von Rudolf Kiszling, Das verschanzte Lager von Linz und seine Türme. Die Urform der Gürtelfestung, in: Österreich, Geschichte und Literatur, 5. Jg., Wien 1962, 10. H., S. 455–461, nicht aufgenommen worden. Dagegen finden sich zwei ganz allgemeine Arbeiten des hervorragenden E. v. Frauenholz und das ebenso brillante Werk von P. Schmitthener, Krieg und Kriegführung im Wandel der Weltgeschichte, neben L. Frobenius, der seine „Weltgeschichte des Krieges“ vor allem von seinem ethnologischen Standpunkt aus geschrieben hat. Bei einem regional so bewußt begrenzten Thema, sollten doch vor allem die direkten oder mittelbar damit befaßten Arbeiten Erwähnung finden.

Sehr zweckmäßig war es, vor die chronologisch-kriegsgeschichtlichen Abschnitte eine militärgeographische Einführung (Wehrraum Oberösterreich, S. 9–11) mit einer anschaulichen Skizze zu stellen. Die nun aufgezählten kriegerischen Ereignisse, etwa von der Schlacht von Noreia an (das heutige Neumarkt in der Steiermark), 113 v. Chr., bis 1945, sind unter dem Titel: „Im Kampf zwischen Enns und Inn“ (S. 13–146) zusammengefaßt, der ebenso wie die Untertitel einzelner Abschnitte: z. B. „Vom römischen Legionär zur hussitischen Wagenburg“ (S. 13–26), oder „Die blaue Angst...“ (S. 93–132) – hier werden die Franzosenkriege 1800, 1805 und 1809 behandelt – sehr gekünstelt wirken, so daß man sich bei der Prägnanz des Textes unwillkürlich nach dem Wozu solcher Benennungen fragen muß. Das sind jedoch im Grund die einzigen Einwände des R., der über die Einteilung und die Bewältigung des vielseitigen Stoffes in aufrichtiger Anerkennung sonst nur Positives zu berichten hat. Der Einfallsreichtum des Autors steigert sich noch bei den folgenden Kapiteln und er zeigt eine bemerkenswerte Kenntnis der erhaltenen bildlichen und materiellen Zeugnisse. Mit Recht wird im Vorwort auf die hervorragende Leistung des Photographen Max Eiersebner hingewiesen, denn die Illu-

strationen sind nicht nur qualitativ hochwertig, sondern auch mit großem Einfühlungsvermögen erarbeitet. Hier soll auch auf das sehr gute, die wichtigen Provenienzangaben bringende „Verzeichnis der Bilder und Kartenskizzen“ (S. 241 bis 245) hingewiesen werden.

Obgleich der Autor in dem Vorwort wegen der Abschnitte „Befestigungen in Oberösterreich“ (S. 173–259) und „Schanzbauer, Toter Mann und Russenstein“ (S. 173–180) um Nachsicht bittet, da er sich hier nur mit Hinweisen begnügen müsse, scheinen sie dem R. als besonders wesentlich und daher hervorhebenswert, ist doch das im erstgenannten Abschnitt Vorgebrachte in den meisten Fällen neu, was bei den Schwierigkeiten der Quellenlage besonders verdienstvoll ist. Der zweitgenannte Abschnitt ist vom Gesichtspunkt der Heereskunde aus als militärischer Zweig der Kulturgeschichte sehr bedeutungsvoll. Das hier dem interessierten Leser Gebotene findet eine gleichwertige Fortsetzung in den „Garnisonen Österreichs“ (S. 181–196) und dem „Bürgerkorps“ (S. 229–235), wo sehr eindringlich die lebendige Verbundenheit der Bewohner der Garnisonsstädte mit „ihren“ Soldaten gezeigt und auf die ergiebigen Sammlungsgebiete der Heimatmuseen über gegenwärtige oder ehemalige Garnisonen hingewiesen wird. Anstatt der beziehungslosen und stets unkompletten Waffen- oder Ordenskonglomerate, kann hier eine echte – da bereits bestehende – Tradition geweckt und gepflegt werden.

Mit Recht wird die „Geschichte der oberösterreichischen Regimenter“ (S. 197 bis 216) in einem eigenen Kapitel gewürdigt; die Opfer der Soldaten Oberösterreichs sind dessen wohl würdig. Es war bei den beiden Elite-Infanterieregimentern: Nr. 14, die „Hesser“ und Nr. 59, die „Rainer“, ein innerer – beinahe familiärer – Zusammenhalt, der nur aus der Zeit und ihrer geistigen Einstellung begrifflich ist und der den Regimentsangehörigen zu ihren gleichbleibend gewaltigen physischen und psychischen Leistungen die Kraft gab. Die Nennung dieser beiden Regimenter möge als Beispiel für alle anderen sich aus Oberösterreich rekrutierenden Einheiten verstanden werden; wir wollen nicht vergessen, daß von dem „Freiwilligen oberösterreichischen Schützenregiment“ (1915–1918) jeder neunte Mann gefallen ist und jeder dritte verwundet wurde (S. 216).

In dem Abschnitt „Feldherrn und Soldatenporträts“ (S. 217–227) wird erfreulicherweise des verlässlichen Helfers Prinz Eugens, Johann Georg Freiherrn von Harrucker, gedacht; dagegen entspricht die Erwähnung des Feldmarschalls Conrad von Hötzendorf mit Porträt einer subjektiven Wertung durch den Autor. Vielleicht war er der am meisten Genannte, sicher aber nicht die „populärste österreichische Soldatenpersönlichkeit seit Radetzky“; denn Radetzky lebte mit seinen Soldaten und war im wahren Sinn des Wortes ihr Vater, er besaß eine menschliche Wärme, der Conrad gänzlich ermangelte.

Im Schlußkapitel zeigen Autor und Illustrator noch einmal ihr ganzes Können; die beiden Schützenscheiben (S. 232–233) mögen den sachkundigen Verfasser zu einer heereskundlich-kulturgeschichtlichen Auswertung der in Oberösterreich erhaltenen Schützenscheiben anregen, hier wäre noch viel zu finden. Zum Schluß sei noch auf die gut textierten und sehr gelungenen Abbildungen von Rüstungen und Waffen hingewiesen; folgende Errata sind zu vermerken: S. 25, nur die Stangenwaffe in der Mitte ist eine Hellebarde (Helmbarte), links und rechts sind Bergbarten aus dem 16. Jh. abgebildet; S. 32, die Streitaxt (3. von links) ist persisch, vom Ende des 19. Jh., die Blankwaffe daneben ist ein Säbel, kein Schwert; S. 33, die Sehne des Reflexbogens ist falsch eingehängt, da der Bogen erst durch die bei richtiger Sehnenbefestigung eintretende Spannung seiner Funktion als vorgespannter Reiterfernwaffe gerecht werden kann; S. 61, alle drei Stangenwaffen sind aus dem letzten Drittel des 17. Jh.; S. 62, die beiden Degen stammen vom Beginn des 17. Jh.

Die Beschäftigung mit der besprochenen Arbeit war deshalb besonders interessant, da hier erstmalig und erfolgreich eine Darstellung der kriegerischen Ereignisse sowie – nach Möglichkeit – aller auf den Soldaten bezughabenden Abschnitte der Kulturgeschichte am Beispiel Oberösterreichs geboten wurde. Es wäre eine verdiente Anerkennung, wenn in anderen Bundesländern, durch dieses Werk angeregt, eine ebenso inhaltsreiche wie gut illustrierte Kriegsgeschichte und militärische Kulturgeschichte erarbeitet würde.

Dr. Walter Hummelberger

Max Kislinger. Bauernherrlichkeit, alte bäuerliche Kunst. Oberösterreichischer Landesverlag, Linz 1969, Leinen, 371 Seiten, 48 Farbtafeln, 93 Federzeichnungen. (öS 380,-)

Mit dem Zusammenfassen der beiden längst vergriffenen Prachtbände Kislingers „Alte Bauernherrlichkeit“ (1957) und „Alte bäuerliche Kunst“ (1963) zu dem nun vorliegenden Gesamtwerk, entsprach der Verlag einem oft und dringend geäußerten Wunsch weiter Kreise. Die einführenden Worte „Volkskunst und Wesensart der Oberösterreicher“, von Franz Lipp, wurden dabei aus dem Band „Alte Bauernherrlichkeit“ übernommen, die übrigen elf den verschiedenen Sparten oberösterreichischer Volkskunst gewidmeten Abschnitte stammen aus dem Band „Alte bäuerliche Volkskunst“, wurden aber durch Helene Grünnew neu gefaßt. Die gleiche bewährte Kennerin oberösterreichischen Volkstums steuerte auch das Verzeichnis des fachlichen Schrifttums sowie die Namens-, Orts- und Sachweiser bei und schrieb schließlich zusammen mit Max und Viktoria Kislinger ganz ausgezeichnete Erläuterungen zu den einzelnen Bildern. Diese sind nun sämtlich im Hauptteil des Buches zu einem einheitlichen Bildteil vereint. In dieser neuen Gestalt bildet das ganz hervorragend ausgestattete Großwerk eine ebenso anschauliche wie umfangreiche Gesamtdarstellung der sachlichen Volkskunst in Oberösterreich.

Dr. Hans Comenda

Helene Grünnew. Volkskunde der heimatvertriebenen Deutschen im Raume von Linz. Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde. Bd. XIII, Wien 1968, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde. Karton, 152 Seiten, 54 Abbildungen.

Wohl keine Stadt in Österreich und wahrscheinlich auch keine im gesamten deutschen Sprachraum hat in den letzten zwei Jahrzehnten solche Beachtung in der Volkskunde gefunden wie Linz an der Donau. Auch die vorliegende Arbeit über das Leben der heimatvertriebenen Deutschen in der Hauptstadt Oberösterreichs und ihrer Umgebung gehört in diese zeitgemäße Reihe von Veröffentlichungen. Sie entstand in den Jahren 1950–1955, reicht aber durch eigenen Beobachtungen der Verfasserin zurück bis 1944 und greift aus bis 1960. Grünnew ebenso genaue wie eingehende Feststellungen können beim raschen Wechsel der nur vorübergehend in Lagern und Baraken hausenden, heute in alle Winde verstreuten Volksdeutschen, naturgemäß eine bloß unvollständige und unabgeschlossene Schau der vielen einschlägigen Fragen ergeben; sie stellen aber desungeachtet eine einmalige, nicht mehr wiederholbare Leistung dar, die höchste Anerkennung verdient.

Dr. Hans Comenda

Kristian Sotriffer. Das Salzkammergut. Mit Beiträgen von Franz Carl Lipp und Karl Lukan. Oberösterreichischer Landesverlag, Linz 1969, Leinen, 64 Seiten, 129 farbige und schwarzweiß Bilder, 3 Karten. (öS 198,-)

Die unter einem Glücksstern begonnene Reihe der Landschafts-Bildbände des Oberösterreichischen Landesverlages wird durch dieses Salzkammergutbuch in dankenswerter Weise fortgesetzt. Die Reliefkarte auf den Vorsatzblättern eint sozusagen die 16 in sich selbständigen Abschnitte zum Gesamtbild. Der Wiener Kunstkritiker und Schriftsteller Sotriffer hat 14, Lipp und Lukan haben je eine dieser Teilschilderungen verfaßt. Geschichte, Landschaft, Kunst, Jagd, Bergsteigen, Bergbau und nicht zuletzt der Mensch in seinem Leben, Wohnen, Glauben und Brauch, wird so in dieser Gesamtschau lebendig. Sie wird dem einstigen „fürstlichen Kleinod des Salzsiedens“ zu den vielen alten Freunden und Bewunderern gewiß noch viele neue gewinnen.

Dr. Hans C o m m e n d a

Henri Michel, Messen über Zeit und Raum. Bearbeitung der deutschen Ausgabe von P. A. Kirchvogel. – Stuttgart: Belser 1965. 223 S., davon 106 Farbtafeln. 4^o.

Unter dem Titel „Messen über Zeit und Raum“ hat H. Michel in einem repräsentativen Tafelband eine Auswahl wissenschaftlicher Instrumente verschiedenster Fachrichtungen veröffentlicht, die geeignet ist, auch einem breiteren Interessentenkreis einen guten Einblick in das vorhandene Material zu vermitteln. Da aus dem großen, in zahlreichen Museen verstreuten Bestand nur die kostbarsten und interessantesten Instrumente ausgewählt und in prachtvollen Farbtafeln wiedergegeben wurden, ist dieses Buch auch gleichsam eine Leistungsschau über das Können des ehemaligen Berufsstandes der Instrumentenmacher und nicht nur geeignet, den eigentlichen Fachmann, sondern auch Kunstliebhaber, anzusprechen, denn jedes der vorgeführten Instrumente ist nicht nur ein technisches Meisterwerk, sondern auch ein kunstgewerbliches Glanzstück.

Da das Sammeln, aber auch das Studium, der alten Instrumentenkunst heute immer mehr in den Vordergrund rückt, wird dieses Buch vielen Freunden dieses Faches ein bequemer Führer, den anderen eine Anregung zur Beschäftigung mit der Materie werden. In Linz wird im Jahre 1971 anlässlich des 400. Geburtstages Johannes Keplers eine große internationale Kepler-Ausstellung stattfinden, die dem universellen Genie Keplers gemäß auch einen qualitätvollen Querschnitt durch die Instrumentenkunst der Renaissance vermitteln wird. Wir glauben, daß zur Vorbereitung auf dieses Ausstellungsmaterial zur Zeit kein Buch geeigneter sein dürfte, als dieser Prachtband.

H. Michel ist von der „Académie Internationale d'Histoire des Sciences“ mit der Inventarisierung des Weltbestandes der historischen Instrumente betraut und damit derzeit wohl einer der besten Kenner dieser Materie. P. A. Kirchvogel ist Direktor des weltberühmten Astronomisch-Physikalischen Kabinetts in Kassel und hat das Buch nicht bloß vom Französischen ins Deutsche übertragen, sondern den deutschen Text darüber hinaus noch so weitgehend beeinflußt und abgewandelt, daß man ihn mit Fug auch als Mitautor bezeichnen darf.

Josef Reiting er

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines](#)

Jahr/Year: 1970

Band/Volume: [115a](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Besprechungen und Anzeigen. 339-366](#)